



Wortprotokoll der 47. Sitzung

Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung

Berlin, den 27. Mai 2020, 09:30 Uhr

Marie-Elisabeth-Lüders-Haus - Anhörungssaal -
(3.101)

Vorsitz: Dr. Ernst Dieter Rossmann, MdB

Tagesordnung - Öffentliche Anhörung

Tagesordnungspunkt 1

Seite 8

- a) Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD

Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen

BT-Drucksache 19/16044

Federführend:

Ausschuss für Bildung, Forschung und
Technikfolgenabschätzung

Mitberatend:

Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Ausschuss für Kultur und Medien
Ausschuss Digitale Agenda
Haushaltsausschuss

Berichterstatter/in:

Abg. Dr. Stefan Kaufmann [CDU/CSU]
Abg. Dr. Ernst Dieter Rossmann [SPD]
Abg. Dr. Marc Jongen [AfD]
Abg. Dr. h. c. Thomas Sattelberger [FDP]
Abg. Dr. Petra Sitte [DIE LINKE.]
Abg. Dr. Anna Christmann [BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN]



- b) Antrag der Abgeordneten Dr. h. c. Thomas Sattelberger, Katja Suding, Dr. Jens Brandenburg (Rhein-Neckar), weiterer Abgeordneter und der Fraktion der FDP

**Echte Wissenschaftskommunikation –
Glaubwürdig und beteiligungsstark**

BT-Drucksache 19/17517

Federführend:

Ausschuss für Bildung, Forschung und
Technikfolgenabschätzung

Mitberatend:

Ausschuss für Wirtschaft und Energie
Ausschuss für Kultur und Medien
Ausschuss Digitale Agenda

Berichterstatter/in:

Abg. Dr. Stefan Kaufmann [CDU/CSU]
Abg. Dr. Ernst Dieter Rossmann [SPD]
Abg. Dr. Marc Jongen [AfD]
Abg. Dr. h. c. Thomas Sattelberger [FDP]
Abg. Dr. Petra Sitte [DIE LINKE.]
Abg. Dr. Anna Christmann [BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN]



Mitglieder des Ausschusses

	Ordentliche Mitglieder	Stellvertretende Mitglieder
CDU/CSU	Abercron, Dr. Michael von Albani, Stephan Altenkamp, Norbert Maria Benning, Sybille Gienger, Eberhard Kaufmann, Dr. Stefan Kemmer, Ronja Magwas, Yvonne Mannes, Dr. Astrid Rupprecht, Albert Schipanski, Tankred Staffler, Katrin Stefinger, Dr. Wolfgang Steier, Andreas Tiemann, Dr. Dietlind	Erndl, Thomas Grotelüschen, Astrid Heilmann, Thomas Henke, Rudolf Irmer, Hans-Jürgen Lenz, Dr. Andreas Loos, Bernhard Pantel, Sylvia Radomski, Kerstin Schmidtke, Dr. Claudia Schön, Nadine Sorge, Tino Steiniger, Johannes Vaatz, Arnold
SPD	Bahr, Ulrike Diaby, Dr. Karamba Esdar, Dr. Wiebke Fahimi, Yasmin Kaczmarek, Oliver Paschke, Markus Röspel, René Rossmann, Dr. Ernst Dieter Völlers, Marja-Liisa	Bas, Bärbel Felgentreu, Dr. Fritz Gerdes, Michael Glöckner, Angelika Herzog, Gustav Kaczmarek, Gabriele Nietan, Dietmar Rabanus, Martin Schulz (Spandau), Swen
AfD	Espendiller, Dr. Michael Frömming, Dr. Götz Höchst, Nicole Jongen, Dr. Marc Reichardt, Martin	Hampel, Armin-Paulus Heßenkemper, Dr. Heiko Kleinwächter, Norbert Pasemann, Frank Peterka, Tobias Matthias
FDP	Brandenburg (Rhein-Neckar), Dr. Jens Brandenburg (Südpfalz), Mario Dassler, Britta Katharina Heidt, Peter Sattelberger, Dr. h. c. Thomas	Jung, Dr. Christian Neumann, Dr. Martin Seestern-Pauly, Matthias Suding, Katja Ullmann, Dr. Andrew
DIE LINKE.	Bull-Bischoff, Dr. Birke Gohlke, Nicole Pellmann, Sören Sitte, Dr. Petra	Domscheit-Berg, Anke Freihold, Brigitte Lenkert, Ralph Müller (Potsdam), Norbert
BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN	Christmann, Dr. Anna Gehring, Kai Stumpp, Margit Walter-Rosenheimer, Beate	Ebner, Harald Hajduk, Anja Kotting-Uhl, Sylvia Rüffer, Corinna
fraktionslos	Mieruch, Mario	



Teilnehmende Sachverständige

Name	Institution
Prof. Dr. Peter-André Alt	Präsident der Hochschulrektorenkonferenz
Prof. Dr. Antje Boetius	Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts, Vorsitzende des Lenkungsausschusses von Wissenschaft im Dialog
Dr. Stefan Brandt	Direktor Futurium Berlin
Prof. (ETHZ) Dr. Gerald Haug	Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften, Halle
Nicola Kuhrt	Vorstandsmitglied WPK - Die Wissenschaftsjournalisten Wissenschafts-Pressekonferenz e. V., Köln
Beatrice Lugger	Geschäftsführerin und Direktorin des Nationalen Instituts für Wissenschaftskommunikation (NaWik), Karlsruhe
Dr. Steffi Ober	Initiatorin und Leiterin des Projektes Forschungswende, Zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende, Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (VDW e.V.), Berlin
Volker Stollorz	Science Media Center Germany gGmbH, Köln
Dr. Jan-Martin Wiarda	Wissenschafts- und Bildungsjournalist



Angeforderte Stellungnahmen

Ausschussdrucksachen

19(18)192a	Dr. Jan Martin Wiarda, Wissenschaftsjournalist
19(18)192b_neu	Hochschulrektorenkonferenz
19(18)192c_neu	Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation
19(18)192d	Science Media Center Germany g GmbH
19(18)192e	Futurium
19(18)192f	Zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende
19(18)192g	Wissenschaftspressekonferenz (WPK)
19(18)192h	Leopoldina Nationale Akademie der Wissenschaften
19(18)192i	Alfred-Wegner-Institut, Wissenschaft im Dialog

Unangeforderte Stellungnahme

Ausschussdrucksache

19(18)214	Prof. Dr. Annette Leßmöllmann, KIT-Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Institut für Technikzukünfte, Department für Wissenschaftskommunikation
-----------	--



Sprechregister Abgeordnete

	Seite
<u>CDU/CSU</u>	
Dr. Stefan Kaufmann	17
Albert Rupprecht	31
Stephan Albani	31
Katrin Staffler	32
<u>SPD</u>	
Dr. Ernst Dieter Rossmann	18, 32
Oliver Kaczmarek	32
<u>AfD</u>	
Dr. Marc Jongen	19
Dr. Götz Frömming	32
<u>FDP</u>	
Dr. Thomas Sattelberger	19
Peter Heidt	33
<u>DIE LINKE.</u>	
Dr. Petra Sitte	20, 33
<u>BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN</u>	
Dr. Anna Christmann	20, 34



Sprechregister Sachverständige

	Seite
Prof. Dr. Peter-André Alt	9, 21, 34
Prof. Dr. Antje Boetius	10, 22, 35
Dr. Stefan Brandt	11, 36
Prof. (ETHZ) Dr. Gerald Haug	12, 23, 37
Nicola Kuhrt	13, 24
Beatrice Lugger	14, 25, 38
Dr. Steffi Ober	15, 26, 38
Volker Stollorz	16, 27, 39
Dr. Jan-Martin Wiarda	16, 29, 40



Tagesordnungspunkt 1

a) Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD

Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen

BT-Drucksache 19/16044

b) Antrag der Abgeordneten Dr. h. c. Thomas Sattelberger, Katja Suding, Dr. Jens Brandenburg (Rhein-Neckar), weiterer Abgeordneter und der Fraktion der FDP

Echte Wissenschaftskommunikation – Glaubwürdig und beteiligungsstark

BT-Drucksache 19/17517

Der amtierende Vorsitzende **Eberhard Gienger**: Guten Morgen, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr verehrten Damen und Herren. Ich begrüße Sie zu unserem öffentlichen Fachgespräch über Wissenschaftskommunikation. Ich begrüße nicht nur die Ausschussmitglieder, sondern auch die anwesenden Mitglieder der eingeladenen Ausschüsse sowie alle Gäste und Pressevertreter, die ich momentan allerdings noch nicht so zahlreich erkennen kann.

Die eingeladenen Ausschüsse für dieses heutige Fachgespräch sind der Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, der Ausschuss für Wirtschaft und Energie, für Kultur und Medien, für die Digitale Agenda und der Haushaltsausschuss.

Ich begrüße ganz besonders unsere Sachverständigen für den heutigen Tag. Diese sind: Prof. Dr. Peter-André Alt, der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, Frau Dr. Antje Boetius, die Direktorin des Alfred Wegener Instituts und Vorsitzende des Lenkungsausschusses von Wissenschaft im Dialog, Herr Dr. Stefan Brandt, Direktor Futurium Berlin. Ebenso begrüße ich Herrn Prof. Dr. Gerald Haug, Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und Nationale Akademie der Wissenschaften in Halle, Frau Nicola Kuhrt, Vorstandsmitglied Die Wissenschaftsjournalisten, Wissenschaftspressekonferenz e. V. aus Köln,

Frau Beatrice Lugger, Geschäftsführerin und Direktorin des Nationalen Instituts der Wissenschaftskommunikation in Karlsruhe, Frau Dr. Steffi Ober, Initiatorin und Leiterin der Zivilgesellschaftlichen Plattform Forschungswende, Vereinigung Deutscher Wissenschaftler in Berlin. Ich begrüße ebenfalls Herrn Volker Stollorz, Science Media Center Germany gGmbH, Köln und last but not least Herrn Dr. Jan-Martin Wiarda, Wissenschafts- und Bildungsjournalist. Dann ist also doch ein Journalist heute hier mit von der Partie.

Vielen Dank zunächst einmal den Sachverständigen dafür, dass Sie sich heute die Zeit genommen haben, hier bei uns mitzuwirken, physisch vor Ort zu sein. Ich bedanke mich auch vor allem dafür, dass Sie uns Ihre Stellungnahmen haben schriftlich zukommen lassen. Das hat den Ausschussmitgliedern die Arbeit sehr erleichtert.

Meine Damen und Herren, Sie sehen, dass heute nicht der Vorsitzende, Herr Dr. Rossmann, hier sitzt, sondern ich. Herr Dr. Rossmann wollte heute als Berichterstatter aktiv in das Geschehen dieses Fachgespräches eingreifen. Die stellvertretende Vorsitzende, Frau Benning, hat auf ärztliche Weisung hin diesen Vorsitz ebenfalls abgegeben. Aus diesem Grunde sitzt der lebenserfahrenste ohne Berichterstattung in diesem Ausschuss vor Ihnen. Ich bedanke mich bei Ihnen für das Vertrauen und dafür, dass ich heute diesen Ausschuss führen darf.

Zur Strukturierung des Fachgespräches ein paar kurze Anmerkungen. Gemäß einer interfraktionellen Vereinbarung werden die Sachverständigen die Gelegenheit haben, ein ca. dreiminütiges Statement abzugeben. Ich darf Sie bitten, diese drei Minuten nicht selbständig zu verdoppeln. Der Aufruf wird in alphabetischer Reihenfolge erfolgen.

Die Fragerunden werden nach einer interfraktionellen Vereinbarung grundsätzlich wie folgt gestaltet: Ein Mitglied jeder Fraktion stellt pro Fragerunde zwei Fragen. Entweder zwei Fragen an einen Sachverständigen oder nur eine Frage an zwei Sachverständige. Es waren ursprünglich zwei Minuten dafür vorgesehen, aber jetzt haben wir es doch auf drei Minuten erhöht. Das heißt, zunächst wird es eine Runde der Berichterstatter geben und dann die



Nachfragerunden nach dem sogenannten Neuner-Schlüssel nach der Fraktionsstärke. Das Fragerecht für eventuell anwesende Abgeordnete, die nicht Mitglieder dieses Ausschusses sind, richtet sich nach dem Kontingent der jeweiligen Fraktion. Das Ende des Fachgesprächs ist für 12:00 Uhr anberaumt. Es wird ein Wortprotokoll darüber erstellt. Das Fachgespräch wird im Parlamentsfernsehen übertragen und ist danach im Internet über die Mediathek des Bundestages abzurufen. Gegebenenfalls können einzelne Teile in der Presse zitiert oder auch als O-Ton verwendet werden.

Zudem sind aufgrund der Covid-19 bedingten Abstandsregeln im Saal von den Fraktionen einige Mitglieder gebeten worden, die Sitzung über das Parlamentsfernsehen oder – wenn sie sich an den Fragerunden beteiligen wollen – über Webex zu verfolgen.

Für den Fall, dass jemand im Rahmen eines Redebeitrags über Webex zugeschaltet wird, muss eine möglicherweise bei dem Teilnehmer parallel laufende Liveübertragung der Sitzung über das Parlamentsfernsehen lautlos geschaltet werden, da ansonsten Rückkopplungen entstehen. Im Übrigen zur Erinnerung noch Hinweise zur Nutzung von Webex im Saal. Bitte das Mikrofon und die Lautsprecher der Endgeräte zu Beginn der Sitzung stummschalten, eben wegen dieser Rückkopplungen. Im Saal erfolgt die Beratung wie gewohnt über die Saalmikrophone und die Saallautsprecher.

Die Vorlagen im Übrigen, aber das wissen Sie selber, liegen draußen aus.

Nun darf ich übergehen und das öffentliche Fachgespräch offiziell eröffnen und darf Herrn Professor Dr. André Alt um sein dreiminütiges Statement bitten.

Prof. Dr. Peter-André Alt (Hochschulrektorenkonferenz): Vielen Dank, Herr Vorsitzender. Aus der Perspektive der Hochschulen, die ich als Präsident der Hochschulrektorenkonferenz vertreten darf, acht Punkte.

Das Erste: Wissenschaftskommunikation war für die Hochschulen lange Zeit institutionelle Kommunikation, vorrangig mit dem Ziel, die eigenen Leistungen darzustellen und zu zeigen, was man im Wettbewerb geschafft hat und auf

welche Weise man sich auszeichnet. Wissenschaftskommunikation war weniger Erklärung von Wissenschaft als Werbung für Leistung. Das hat sich in den letzten Jahren im Bewusstsein der Hochschulen durchaus verändert, ohne dass dieses erste Ziel aufgegeben wird. Wissenschaftskommunikation ist stärker in den Modus des Erklärens gegangen. Die Hochschulen haben in dieser Hinsicht eine doppelte Funktion. Sie produzieren Wissen, das sie erklären müssen. Sie qualifizieren aber auch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, denen sie vermitteln müssen, auf welche Art und Weise ihre Erkenntnisse an die Öffentlichkeit gelangen und wie sie diese Erkenntnisse erläutern können.

Diese Qualifizierungsaufgabe gehört zu den zahlreichen neuen Aufgaben, die das Hochschulsystem übernehmen muss. Man muss offen sagen, dass sie noch nicht verbindlich im Aufgabenkanon der Hochschulen verankert ist. Viele Hochschulen haben bereits Programme für die Qualifizierung im Bereich der Wissenschaftskommunikation etabliert, aber das ist noch nicht flächendeckend und im ausreichenden Maße geschehen. Qualifizierung für die Wissenschaftskommunikation ist eine Aufgabe, die sich nicht nur an die jungen Doktorandinnen und Doktoranden richtet, sondern eine Aufgabe, die ebenso auch für andere Karrierestufen, auch für die schon im Karrieresystem weiter Gekommenen, eine wichtige Aufgabe ist. Das schließt ein, dass wir mehr Studiengänge für Wissenschaftsjournalismus brauchen. Hier ist ein außerordentliches Defizit zu konstatieren. Ich bin der Meinung, dass wir ein hohes Entwicklungspotential haben.

In die Curricula muss das Thema Wissenschaftskommunikation ab dem Master und gerade auch in den Promotionsprogrammen unbedingt eingebracht werden. Es muss dort fest verankert werden. Das schließt ein, dass es zusätzliche Finanzquellen geben muss. Die Hochschulen haben damit eine weitere Zusatzaufgabe zu übernehmen, die sie nicht ohne Weiteres stemmen können.

Wissenschaftskommunikation war für die Hochschulrektorenkonferenz immer ein wichtiges Thema. Sie hat sich für das PUSH-Memorandum



engagiert. Sie hat damals Wissenschaft im Dialog (WiD) mitgegründet. Sie hat über viele Jahre den Preis für Hochschulkommunikation vergeben – mit zwei großen Stiftungen, der Zeit-Stiftung und der Bosch-Stiftung. Wir sind der Auffassung, dass Wissenschaftskommunikation in Zukunft sehr viel stärker jenseits der Frage, wie erklärt man Inhalte, auch auf das Thema „Was ist eigentlich eine wissenschaftliche Haltung, eine wissenschaftliche Methode, ein wissenschaftlicher Streit, was sind Formen des wissenschaftlichen Diskurses?“ abstellen muss. Nicht zuletzt auch, um Missverständnissen zu begegnen. Wissenschaftlicher Streit ist nichts, was Wissenschaft in ihrer Qualität herabsetzt. Unterschiedliche Positionen heißen nicht, dass einer die Wahrheit sagt und der andere lügt. Wissenschaft ist kein Glaubensartikel, kein Mythos, kein Ritual, sondern eine rationale Angelegenheit. Das ist ein wichtiges Thema auch in Zukunft für die Wissenschaftskommunikation.

Dr. Antje Boetius (Alfred Wegener Institut, Helmholtz-Zentrum für Meeresforschung): Ich würde da genau anschließen. Wissenschaftskommunikation ist also ein Teil der Leistung der Wissenschaft neben Forschung, Lehre, Infrastruktur-Methodenentwicklung – also auch Teil des Transfers. Da setzt das Papier des BMBF an, zu sagen: In der Wissenschaft muss klar sein, dass der Transfer – also sich von innen nach außen zu wenden – ein Element ist, was mit gefördert werden muss aus der Wissenschaft heraus. Die Papiere, die Sie selbst vorgelegt haben, die Fraktionen CDU/CSU, SPD und FDP, fragen: Wie muss das gefördert werden? Wie kann das gestärkt werden in Zeiten, wo man niemanden erklären muss, dass es die Kommunikation über jegliche Form von Wissen und über das Ableiten von Lösungen geben muss. In einer Zeit, wo die Probleme immer stärker wachsen und komplexer sind. Wie wird das gefördert? In meiner Stellungnahme würde ich gerne vor allen Dingen auf die Frage der Stärkung von Unterstützung guter Wissenschaftskommunikation eingehen. Es ist klar, dass entlang des Ausbildungsweges, gerade für die, die überlegen, sich vielleicht im Bereich der Kommunikation zu professionalisieren, eine Anzahl von Angeboten vorhanden sein muss. Gleichzeitig müssen entlang des Ausbildungsweges Experimentierräume gestellt

werden. Dazu braucht es ebenso eine unabhängige äußere Kraft jenseits der Wissenschaft als Korrektiv – den Wissenschaftsjournalismus. Die Frage ist: Wie kann dieses System der Wissenschaftskommunikation insgesamt am besten gefördert werden? Wenn man schaut, welche übergreifenden Akteure es gibt, wie Wissenschaft im Dialog, NaWik, Science Media Center, aber auch andere. Es sind nur wenige – man kann sie an einer Hand abzählen. Sie sind gut abgestimmt, kooperieren und geben die ganze Zeit Angebote, schaffen Experimentierräume, arbeiten an Methoden, aber nichts ist wirklich nachhaltig. Die meisten der Akteure werden projektförmig gefördert. Es ist an der Zeit, dass die Hochschulen verlässliche Partner haben – außeruniversitäre, aber auch journalistische – die in mindestens einer ebenso schnellen medialen und geschäftsmodellartigen Transformation sind. Es braucht Partner und langfristige Unterstützung. Daher würden wir von Wissenschaft im Dialog, aber auch von der Helmholtz-Gemeinschaft gerne unterstützen wollen, dass unabhängige Unterstützer der Wissenschaftskommunikation – die viel mehr ist, als sich selbst darzustellen, als zu erklären, wie Herr Alt sagt – dass diese gesichert ist und sich entwickeln kann, dass man langfristige Strategien mit Bürgerinnen und Bürgern abstimmen kann.

Diese Absicherung einer Leistung durch langfristige Förderung ist unerlässlich. Sie hat vor allen Dingen mit systemübergreifender Zusammenarbeit und Qualitätssicherung zu tun. Die Allianz der Wissenschaftsorganisationen arbeitet und spricht zusammen, aber es ist ein großer Unterschied zu einer Institution, die unterstützen kann, die einzelne Angebote schafft, z. B. für den Einzelnen, der die ersten Schritte macht, über vielfältige Kanäle in der Wissenschaftskommunikation zu arbeiten bis hin zur elementaren Sicherung der Qualität.

Bei der Förderung von innovativen Ansätzen in der Wissenschaftskommunikation sieht es noch eng aus. Die Bereiche, wo Wissenschaft auf andere Formen von Wissen trifft – sagen wir einmal Kunst, Kultur, Medien oder auch Wirtschaft – sind ganz dünn. In diesem Bereich gibt es praktisch keine strategisch arbeitende öffentliche Hand. Es gibt Stiftungen die



ausprobieren, aber wenn diese einmal wegbrechen, dann liegt das Feld brach. Daher habe ich als letzten Punkt noch einmal die Forderung, die eigentlich Ihre Papiere unterstützt: Wir sollten systemisch auf die Frage der Wissenschaftskommunikation als wesentlicher Teil vom Transfer schauen. Es ist sogar so, dass die Wertschöpfung der Wissenschaftskommunikation als Teil von Transfer vielen noch nicht einmal klar ist. Wir Außeruniversitären, wenn unser Transfer gemessen wird, dann werden Patente gezählt oder andere Dinge. Aber wir haben gar keine Möglichkeit, die Leistung und die Veränderung der Wissenschaftskommunikation zu evaluieren, reflexiv zu betrachten und unsere Leistung so darzustellen, dass jeder, der die Wissenschaft fördert oder das Business-Modell im Draußen pflegt, klar weiß, dass Wissenschaftsjournalismus wirkt.

Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation zu erarbeiten, gehört grundsätzlich zu dieser Strategie dazu. Ansonsten ist unsere Bitte, auf die langfristige Förderung dieser wenigen Akteure zu achten.

Dr. Stefan Brandt (Futurium): Vielen Dank für die Einladung und dafür, dass ich hier aus der Perspektive von Publikumsinstitutionen, die sich mit Zukunftsthemen, mit

Wissenschaftskommunikation beschäftigen, einige Punkte beisteuern kann. Wie die Umfragen derzeit zeigen, befindet sich die Wissenschaft im Zuge der Corona-Krise offenbar in einem Vertrauenshoch. Die

Wissenschaftskommunikation hat einen Schritt nach vorne gemacht. Erstmals überhaupt, glaube ich, traten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler so stark in die Öffentlichkeit, wie wir das jetzt gesehen haben. Aber das heißt natürlich nicht, dass wir in puncto Ausbau der Wissenschaftskommunikation jetzt die Hände in den Schoß legen können. Es ist zum einen noch völlig offen, wie stabil diese Vertrauensbasis oder das gestiegene Vertrauen überhaupt ist und zum anderen bedeuten diese hohen Reichweiten einiger Top-Wissenschaftlerinnen und -Wissenschaftler noch nicht, dass damit schon ein Verständnis für Forschung, für wissenschaftliche Herangehensweisen geschaffen ist. Deshalb glaube ich, das hatten einige vorhin

schon gesagt, es wird darauf ankommen, Wissenschaft als Prinzip, als Haltung zu vermitteln. Denn guter Wissenschaft geht es nicht nur um richtig oder falsch. Sie ist keine reine Ergebnislieferantin, wie sich das vielleicht manche Medien vorstellen. Es geht ihr um die Wahrhaftigkeit in einer durch Neugier angetriebenen, nie endenden Suche um Transparenz, um Offenheit für sachliche Kritik. Das unterscheidet sie am Ende dann auch von Ideologie und Verschwörungstheorien. Ich glaube, eine zentrale Rolle bei der Vermittlung dieses – ja, man kann sagen – demokratischen Potentials von Wissenschaft hat ein starker Wissenschaftsjournalismus. Die Arbeitsbedingungen sind freilich nicht leichter geworden und es sollte deshalb – das möchte ich auch aus Sicht des Futuriums unterstützen – ergebnisoffen geprüft werden, wie unter Wahrung inhaltlicher Unabhängigkeit finanziell gefördert werden kann.

Im Positionspapier habe ich dargelegt, dass sich das Futurium als Haus der Zukünfte einer offenen Wissenschaftskommunikation verschrieben hat. Wir hatten in den ersten sechs Monaten seit der Öffnung über 500 000 Besucherinnen und Besucher. Aus den Erfahrungen dieser Eröffnungsphase lassen sich einige Schlüsse für den weiteren Ausbau der Wissenschaftskommunikation in Publikumshäusern ziehen. Darauf möchte ich mich konzentrieren. Sie sind in dem Sinne Ergänzungen zu den Überlegungen der Regierungsfractionen und der FDP, die grundsätzlich sehr begrüßenswert sind. Zum Ersten geht es mir um eine Vorwärtsstrategie für diese Publikumsinstitutionen. Da denke ich bei weitem nicht nur an das Futurium, das natürlich weiter ausgebaut werden sollte, etwa durch mobile Formate für die Fläche oder auch eine erweiterte digitale Plattform. Nein, ich denke auch an ein Förderprogramm für die vielen beispielweise Naturkunde- und Technikmuseen deutschlandweit. Das sind hunderte, die könnten zu Zentren moderner Wissenschaftskommunikation weiterentwickelt werden. Dort kann man sich dann auch über Zukunftsfragen austauschen. Das schließt Partizipation ausdrücklich mit ein.

Zweitens zeigt die Corona-Krise, dass es nicht



ausreicht, nur Inhalte einer wissenschaftlichen Disziplin zu transportieren und zu kommunizieren. Interdisziplinarität ist extrem wichtig. Ich glaube, sowohl was Projekte selber, aber auch die Kommunikation darüber angeht, ist es wichtig, dass wir Wissenschaftskommunikation interdisziplinär denken.

Drittens geht der Blick auch über die Grenzen des Wissenschaftsbetriebs hinaus. Formate an der Schnittstelle von Forschung und Kunst zeigen, dass man sich wissenschaftliche Inhalte auch auf einer emotionalen Ebene erschließen kann. Solche spartenübergreifenden Ansätze könnte man durch gemeinsame Programme von BMBF und BKM gezielt fördern. Um es auf den Punkt zu bringen: Mut zum Risiko ist gefragt. Wir brauchen gerade beim Kommunizieren von Wissenschaft Disruption und Sprunginnovation, dann kann die gegenwärtige Krisenzeit zum Impuls für eine nachhaltige Weiterentwicklung von Wissenschaftskommunikation werden.

Dr. Gerald Haug (Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Nationale Akademie der Wissenschaften): Vielen Dank Herr Vorsitzender. Die Rolle der Wissenschaft, ihre Ergebnisse, die wissenschaftsbasierte Politik- und Gesellschaftsberatung, das Verständnis dafür, wie Forscherinnen und Forscher arbeiten, gehören zum Fundament einer informierten und entscheidungsfähigen Gesellschaft, gerade in einer Zeit, wo wir ein sehr starkes Wachstum an wissenschaftlicher Erkenntnis haben. Im Moment geht es manchmal um das Tagesgeschäft, das relevant wird, was aber eigentlich nicht so unser Stil ist. Bei einer zunehmenden Komplexität der Forschungsergebnisse müssen diese eingeordnet, kritisch hinterfragt und das Thema vermittelt werden. Das geht nur in einem engen Zusammenspiel zwischen Wissenschaft, Gesellschaft, Politik, aber auch im sehr starken, hochqualifizierten, unabhängigen Wissenschaftsjournalismus. Auch mit Blick auf die neuen sozialen Medien.

Als Nationale Akademie der Wissenschaften haben wir fünf Punkte aufgeschrieben, wo wir Beiträge leisten können. Der Wichtigste ist vielleicht: Wir können einen Referenzraum schaffen. Es geht immer wieder um das Betrachten von interdisziplinären

Zusammenhängen und um die Schaffung eines institutionellen, übergreifenden Referenzraums für diese drängenden gesellschaftlichen und politischen Fragen. Der muss verlässlich sein, der muss maximal unabhängig sein, der muss geprägt sein von wissenschaftlicher Exzellenz. Es ist doch sehr heterogen teilweise, was wir hören. Er muss transparent und völlig frei von Partikularinteressen sein. Dazu rekrutiert die Leopoldina Arbeitsgruppen weltweit herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wir arbeiten international mit unseren Partnerakademien und auch national sehr eng zusammen, auch mit weiteren Einrichtungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder dem Deutschen Ethikrat usw. So können wir Institutionen disziplinübergreifend Erkenntnisse integrieren und zu wichtigen Themen der Gesellschaft wie dem Klimawandel, Gentechnik, Artenvielfalt Stellung nehmen.

Kritik. Der sehr geschätzte Kollege aus dem BMBF hat mir einmal vor einiger Zeit sehr drastisch erklärt: Ihr seid häufig viel zu lahm. Wir müssen diese Beratung beschleunigen und schneller, prägnanter, klarer werden. Natürlich immer ohne die Qualität unserer Papiere, unserer Arbeit zu verlieren. Wir sind dabei, eine Pilotgruppe einzurichten – das hatten wir einmal rapid policy advice genannt –, die binnen kurzer Zeit Politik und Gesellschaft zu bestimmten Themenkomplexen beraten, Optionen aufzeigen und Empfehlungen aussprechen kann. Beispiele dafür waren im letzten Jahr unsere Stellungnahmen zur sauberen Luft oder zu den Klimazielen 2030 oder jetzt diese ad hoc-Stellungnahmen zur Corona-Pandemie. Zwischen 10.00 und 11.00 Uhr läuft jetzt vermutlich gerade eine zum großen Thema Gesundheitssystem über den Ticker.

Der Wissenstransfer muss reflektiert sein. Es bedarf immer der Selbstvergewisserung der Wissenschaft im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Politik. Wir sehen eine Stärkung der Kommunikationskompetenz als entscheidend an, aber wichtig ist, Anreize zu schaffen und keinen Zwang. Nicht alle Kolleginnen und Kollegen sind gleich talentiert. Manche können ganz toll rechnen, aber sind nicht die besten Kommunikatoren. Das ist wichtig.



Last but not least ist es ganz entscheidend, den Wissenschaftsjournalismus stark und unabhängig zu fördern. Die Leopoldina gibt hier verschiedene Unterstützungen. Die Wissenswerte unterstützen wir, die Wissenschaftspressekonferenz usw. Ich möchte vielleicht einmal beispielhaft ein Event erwähnen, das mir ganz große Freude machte. Mit Volker Stollorz hatten wir am 13. Februar 2020, nachdem wir eine Woche vorher mit der Chinesischen Akademie der Wissenschaften über Corona gesprochen hatten, ein Corona-Gespräch gemacht mit Lothar Wieler, Christian Drosten, Hajo Krömer. Das fand ich, war beispielhaft. Und damit bin ich am Ende, Herr Vorsitzender.

Nicola Kuhrt (WPK - Die Wissenschaftsjournalisten Wissenschaftspressekonferenz): Ich werde mich bemühen, die drei Minuten zu schaffen. Ich freue mich sehr, für die WPK – das ist der Verband der Wissenschaftsjournalisten in Deutschland – als Medizinjournalistin meine Einschätzung abzugeben, wie man den Wissenschaftsjournalismus stärken kann und sollte. Derzeit bewegt sich der Wissenschaftsjournalismus in einer ziemlich paradoxen Lage. Auf der einen Seite wird ihm höchste Systemrelevanz attestiert, die Öffentlichkeit reagiert mit großer Nachfrage auf wissenschaftsjournalistische Beiträge, aber der Journalismus funktioniert nicht nach den üblichen Regeln des Marktes. Das aktuelle Geschäftsmodell des Journalismus krankt schon seit langem. Eine wachsende Nachfrage führt somit nicht unbedingt zu größeren Einnahmen bei den Medienhäusern, den Verlagen. So beginnen die Verlage trotz steigender Klicks und Verkaufszahlen zu sparen. Es gibt Kurzarbeitsmodelle und es werden teilweise auch Ressorts geschlossen. Weitere Verlage gehen davon aus, dass sie im Herbst spätestens Mitarbeitende kündigen müssen. Im Zuge der Corona-Krise werden auch komplette Budgets gestrichen, gerade im Rundfunk. So erfolgt mit der Corona-Krise auch ein Abbau der Qualität im Journalismus. Direkt betroffen sind auch viele freie Journalisten – und viele Wissenschaftsjournalisten sind freie Journalisten. Es gibt eine prekäre Lage, die Aufträge gehen zurück oder bleiben ganz aus. Es gibt zwar Nothilfefonds, die sind aber schon relativ leer. Um es ganz klar zu sagen: Beim nächsten

Großereignis, bei der nächsten größeren Welle, die hoffentlich nicht kommt, wird systemrelevante Arbeit von Wissenschaftsjournalisten in der Form nicht mehr möglich sein, weil es viele Kolleginnen und Kollegen nicht mehr gibt.

Ich will aber nicht nur jammern. Ich möchte natürlich ein bisschen in die Zukunft gucken, weil es auch Bestrebungen gibt, Strukturen aufzubauen und neue Modelle zu finden. Das sind zum Beispiel Indie-Startups, Blogs, Podcasts, Online-Magazine wie „Übermedien“, „RiffReporter“ oder auch „MedWatch“, wenn ich das einmal so sagen darf. Sicherlich sind das Nischenprodukte, aber wir erfüllen einen großen Informationsbedarf. Das finanziert sich über Abos, die die Leser bei Plattformen wie „Steady“ abschließen. Ein Beispiel, das schon oft genannt wurde, ist das Science Media Center (SMC), das gerade in der Corona-Krise gezeigt hat, wie wichtig es ist. Weitere Ideen gibt es zur Genüge. Was immer fehlt, ist das Geld, diese umzusetzen, zu beginnen, anzudenken, die Transformation überhaupt zu entwickeln und weiter zu starten. Wir wissen aus vielen kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen, dass Strukturen für Pioniere in Deutschland fehlen. Das war die Idee auch für die Wissenschaftspressekonferenz, die Gründung einer Stiftung anzuregen. Wir schlagen vor, dies zu tun, um Anschubfinanzierungen zu leisten für zum Beispiel journalistische Startups, Inkubatoren, um Prozesse zu starten. Entscheidend ist immer die Unabhängigkeit des Journalismus. Ich weiß, dass bei dem Vorschlag viele gezuckt haben und noch zucken. Ich bin fest davon überzeugt, dass es möglich ist, den Journalismus in diesem Stiftungsmodell unabhängig anzulegen. Beispiele dafür gibt es international. Es ist nicht so, dass das nur in Deutschland stattfindet. Zum Beispiel in den Niederlanden, in Kanada, in Australien oder auch in Österreich. Die Stadt Wien hat gerade eine Förderinitiative ausgeschüttet, 2,5 Millionen für 23 innovative Medienprojekte. Für mich wird sich zeigen und für uns alle auch, wo der Wissenschaftsjournalismus landet und wie man ihn auf die nächste Stufe heben kann. Ich finde, wir sollten – Herr Brandt sagte das auch schon – mutig sein. Ich bin es auch. Vielen Dank.



Beatrice Lugger (Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation (NaWik)): Herzlichen Dank, Herr Vorsitzender. Ich werde mich jetzt auch noch einmal insbesondere auf die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Kommunikation, ihre Rolle in der Öffentlichkeit und auf Stakeholder und natürlich auf Wissenschaftsjournalisten konzentrieren. Ich schließe mich ganz stark den Worten von Herrn Alt und Frau Boetius an. Und zwar aus folgendem Grund: Die kommunizierenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben in diesem Gefüge eine sehr zentrale Rolle, denn sie sind diejenigen, die aus erster Hand über ihre Forschung berichten oder die Forschungsergebnisse anderer in ihrem jeweiligen Fachgebiet bewerten können. Sie genießen laut Umfragen regelmäßig das höchste Vertrauen und können somit Vertrauen in Wissenschaft und Technik fördern. Das ist gerade in diesen Zeiten der lauten wissenschaftskritischen Stimmen von Skeptikern und Verschwörungstheoretikern sehr wichtig. Das wir in der aktuellen Corona-Krise in Deutschland teilweise so hervorragend kommunizierende Forschende haben, ist aber ein Glücksfall, denn Aus- und Fortbildung in externer Wissenschaftskommunikation sind immer noch nicht im System verankert. Wir haben auch keine substanziellen Anerkennungs- und Anreizsysteme für ein solches Engagement. Wir können nicht weiterhin auf dieses Engagement von einzelnen Naturtalenten bauen. Deshalb sind die in den Anträgen der Fraktionen skizzierten Ansätze in den Punkten Fortbildung, Anerkennung und Anreizsysteme für Kommunikation außerordentlich wichtig und sollten in der Umsetzung so konkret wie möglich mit entsprechenden Zeit- und Finanzbudgets ausdifferenziert werden. Kommunikation muss zu einem Merkmal wissenschaftlicher Reputation werden.

Für zentral halte ich den Erwerb von Kommunikationskompetenzen innerhalb der wissenschaftlichen Ausbildung – idealerweise curricular, also in den Studiengängen, spätestens aber in der Promotionsphase in den Graduiertenkollegs. Wir haben mit unserem Institut inzwischen über 6 700 Personen-Seminartage in Wissenschaftskommunikation gegeben. In diesen interaktiven Seminaren erfahren wir ziemlich genau, was die

Forschenden brauchen. Sie wollen neben verständlicher Kommunikation beispielsweise auch wissen, wie eine dialogorientierte Kommunikation gelingen kann, die ein hineinhorchen in die Gesellschaft ermöglicht. Oder sie wollen wissen, was man in der Kommunikation alles falsch machen kann. Sie wollen wissen, wie man Unwissenheiten kommunizieren kann und wie sie wissenschaftlichen Konsens als Thema vermitteln können. Solche Qualifikationsmodule müssen meines Erachtens zwingend Hand in Hand mit der Vermittlung von Wissenschaftsethik und den Regeln guter wissenschaftlicher Praxis stattfinden. Es gilt nämlich, sowohl die Qualität der Forschung als auch die Kommunikation darüber zu stärken. Außerdem benötigen wir Bewertungssysteme. Wir haben heute vielzählige Formate für einen direkten Austausch von Forschenden mit Teilen der Öffentlichkeit, von Slams über Bürgerdialoge bis hin zu Instagram. Wir brauchen daher nicht nur und vor allem deshalb eine weitere nachhaltige Stärkung der transdisziplinären Erforschung von Wissenschaftskommunikation. Wie wirken diese Teile eigentlich? Warum funktioniert etwas, warum funktioniert etwas anderes eigentlich nicht?

Wir brauchen eine Erforschung der Rollen der verschiedenen Akteure, der Wissenschaftsjournalistinnen und Wissenschaftsjournalisten, der Kommunikatorinnen und Kommunikatoren sowie der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst. Außerdem möchte ich abschließend darauf hinweisen, dass es im Übrigen keineswegs neu ist, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der externen Wissenschaftskommunikation beteiligen. Es gibt heute nur neue Möglichkeiten, dies zu tun. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind heute über Webseiten und Open Science-Publikationen mit ihren Kontaktdaten sofort erreichbar und werden direkt angefragt. Deshalb sollten alle Forschenden, auch wenn sie nicht kommunizieren müssen, zumindest wissen, wie Kommunikation mit Nichtexperten und Medien funktioniert. Sie sollten Position beziehen können, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse infrage gestellt werden, egal ob in klassischen oder sozialen Medien oder im eigenen privaten



Umfeld. Vielen Dank.

Dr. Steffi Ober (VDW e.V.): Ich komme vom Objekt Ihrer Wissenschaftskommunikation zum Subjekt, nämlich der Gesellschaft, den Menschen, die es erreichen soll. Wie passiert das? Sie haben gesagt, Zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende. Nur kurz zu uns. Wir sind eine Plattform von Verbänden und zwar von Umweltverbänden über Entwicklungshilfeverbänden bis hin zu Sozialverbänden, die versuchen, ihre eigenen Mitglieder, ihre eigene Klientel mit hineinzunehmen in das System Wissenschaft, Innovation und Forschung, dort vermittelnd tätig zu sein, damit die Menschen vor Ort viel besser verstehen können, wie Wissenschaft funktioniert und sich auch ein Stückchen weit „empowern“ können, selbst mitmachen können, selbst Wirksamkeit erleben können, um in diesem Wissenschaftstransfer selber aktiv zu werden. Das funktioniert ganz gut mit Reallaboren oder Citizen Science, mit transdisziplinärer Forschung, wo es von der Problemdefinition her darum geht, worüber reden wir überhaupt, was ist unser gemeinsames geteiltes Problem, bis hin zur Forschung und zur Kommunikation immer beide Seiten mitzunehmen, die Praxispartner, diejenigen, die es betrifft, und die Wissenschaft. Das ist etwas anderes, als Wissenschaftskommunikation am Ende der Forschung mit aufzusetzen, sondern quasi im Prozess die Menschen mitzunehmen und die Menschen zu Betroffenen, zu Beteiligten zu machen und nicht nur zu Objekten.

Die Frage, die sich uns stellt, ist: Wie können wir die Gesellschaft sehr viel besser in den Krisen, die wir zu bewältigen haben, mitnehmen? Wir haben nicht nur eine Corona-Krise. Die ist gerade aktuell, wir stecken aber immer noch mittendrin in der Frage der Klimakrise, im Verlust der Biodiversität, in der Frage, wie transformieren wir unsere Wirtschaft zu einer dekarbonisierten Wirtschaft? Was uns noch zu ganz anderen Problemen und zu ganz anderen Herausforderungen bringen wird.

Ich sagte zum einen, der Transfer vor Ort ist wichtig. In den Gemeinden, in den Kommunen, in den Regionen. Dort wo wir konkret leben, können wir sehr viel besser mit Wissenschaft gemeinsam Angebote machen. Was bedeutet das

für die Region, für die Kommune, wenn wir Klimapläne für 2030/2050 aufstellen? Was bedeutet das Thema Dekarbonisierung der Wirtschaft, was verändert sich für die Arbeitnehmer und für die Menschen vor Ort? Das sind gemeinsame Fragen, die wir lösen können. Da erzielen wir sehr viel mehr Wissen darüber, wie Wissenschaft funktioniert. Das sehen wir jetzt gerade in der Corona-Krise wie unter einem Brennglas. Wissenschaft ist vorläufig. Wir können immer quasi nur auf Sicht der Datenlage fahren. Sie muss sich revidieren. Das sehen wir ganz schön bei Professor Drost in seinem Blog, der die Menschen immer wieder mitnimmt und sagt: Das haben wir eben gestern noch anders bewertet als heute. Heute sind wir ein Stück weit schlauer und haben wieder mehr Wissen. Wir müssen trotzdem unter diesem Menetekel der Vorläufigkeit entscheiden. Auch das ist etwas, was die Gesellschaft lernen muss, was nicht so einfach zu vermitteln ist, aber immer wichtiger wird, gerade angesichts der großen Herausforderungen, vor denen wir stehen.

Ich würde gerne noch einmal an Frau Boetius anschließen. Was wir momentan sehen ist, dass vieles in diesen Projekten sehr vorläufig ist, aber es ist nicht prozedural verankert. Es ist auch nicht institutionell abgesichert, auch nicht im Wissenschaftssystem, weil die Belohnungssysteme für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sehr auf den Output, der in der Wissenschaft relevant ist – Publikationen, Patente – und nicht auf den Transfer für die Gesellschaft gerichtet sind. Vielen Dank.

Volker Stollorz (Science Media Center Germany): Vielen Dank, dass ich hier sein darf. Stellen Sie sich kurz vor, der unabhängige Journalismus ist ausgestorben. Es gibt keine unabhängigen Nachrichtenagenturen mehr, erst recht keine professionellen Redaktionen mit Wissenschaftsjournalisten. Stattdessen gibt es nur noch mächtige digitale Plattformen für die massenmediale Kommunikation. Diese stehen jeder Frau bzw. jedermann mit Sendungsbewusstsein offen. Hochbezahlte Influencer dominieren in öffentlichen Arenen. Klingt das nicht irgendwie auch für die Wissenschaft sehr verlockend, Botschaften live und ohne funktionierende vierte Gewalt verbreiten zu können? Aber was, wenn irgendwo



entfernt eine Seuche auftaucht? In einem Staat, dessen BürgerInnen nicht erfahren sollen, was wirklich vor sich geht. Die Corona-Pandemie zwingt uns zum kollektiven Gebrauch der Vernunft. Wir sind mehr denn je auf eine den Mächtigen gegenüber unbestechliche und integre Wissenschaft angewiesen und auf einen unabhängigen und für sein Publikum glaubwürdigen Journalismus über Wissenschaft. Auf den heutigen digitalisierten Content-Marketing-Märkten herrscht beileibe keine Knappheit an Daten und Informationshäppchen mehr. Aber Daten alleine sind noch keine Informationen. Information ist noch kein Wissen. Und Wissen alleine bedeutet längst noch keine klugen Entscheidungen im Interesse aller. Reich zu sein, bedeutet heute vor allem, vor Entscheidungen unmittelbar Zugang zum bestmöglichen Wissen zu haben. Wir wissen nicht erst seit der Corona-Krise, dass sich irrige und wirre Botschaften manchmal viraler verbreiten als verifizierte Tatsachen. Gefühlte Wahrheiten erreichen zum Teil enorme Reichweiten. Es fühlt sich bildlich gesprochen ein bisschen so an, als ob jemand ständig Öl in unser Trinkwasser kippt. Der Journalismus als Wasserwerk der Demokratie aber zunehmend seinen Dienst versagt. Künftig solle doch jeder selbst für sauberes Trinkwasser sorgen, sprich mehr Medienkompetenz im Umgang mit digitalen Inhalten entwickeln, heißt es oft. Aber können wir so saubere Trinkwasserquellen, also verlässliches Wissen auch wirklich für alle zur Verfügung stellen? Brauchen wir nicht dringend mehr Umweltschutz in öffentlichen Kommunikationsräumen? Hat das deutsche Parlament nicht auch den Auftrag der Verfassung in Artikel 5 GG, die Freiheit der Berichterstattung über Wissenschaft zu gewährleisten? Weil auch die Wissenschaft professionelle journalistische Beobachtung braucht. Wir haben es gehört. Es gibt Güter, die für die Allgemeinheit so unersetzlich sind, dass der Staat bei ihrer Bereitstellung helfen darf.

Meine These ist: Ein freier Wissenschaftsjournalismus ist in der künftigen Wissensgesellschaft ein ebenso hohes Gut wie die freie Grundlagenforschung. Die ungelöste Frage aber bleibt: Wie kann ein für die liberale Demokratie unersetzlicher, kompetenter, unbestechlicher und gemeinwohlorientierter

Journalismus über Wissenschaften in Zeiten digitaler Disintermediation und Desinformation finanziert werden? Als langjähriger Praktiker habe ich dazu eine Haltung. Es braucht in diesen fluiden Zeiten staatliche Ressourcen für mutige Pioniere, die mit klugen Experimenten erforschen, wie guter Journalismus über Wissenschaft sein Publikum erreicht. Staatsferne Fördermodelle für Journalismus werden derzeit in vielen Ländern erkundet. Mit dem Stiftungsmodell des Verbandes der Wissenschaftsjournalisten (WPK) liegt ein Entwurf einer möglichen Rechtskonstruktion auf dem Tisch, mit dem die faktische Unabhängigkeit aller mit staatlichen Hilfen geförderter Pilotprojekte für den Wissenschaftsjournalismus garantiert werden könnte. Gerade die Forschungspolitik könnte bei der ohnehin notwendigen Neuorganisation des Journalismus die Geburt des Neuen fördern. In der freien Forschung ebenso wie im Fall des freien und unabhängigen Journalismus über Wissenschaft. Vielen Dank.

Dr. Jan-Martin Wiarda (Wissenschafts- und Bildungsjournalist): Was mich wirklich freut ist, dass – wir können es an dem heutigen Fachgespräch sehen, wir können es aber auch an den vorliegenden Anträgen sehen – sich die im Bundestag vertretenen Fraktionen sehr problembewusst mit der Frage moderner Wissenschaftskommunikation auseinandersetzen. Auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung will ich an der Stelle erwähnen und das Strategiepapier, das die Debatte befördert hat. Ich habe in meiner Vorlage ein „erneut“ stehen. Es ist schön, dass der Bundestag sich erneut mit dem Thema beschäftigt, es ist aber auch ein bisschen ein vergiftetes Kompliment. Manches kommt mir so ein bisschen vor wie ein Dèjà-vu-Erlebnis. Ich saß hier 2015 schon einmal. Ich glaube auch einige andere der eingeladenen Sachverständigen, um über die Gegenwart und Zukunft der Wissenschaftskommunikation zu reden. Viele der heute diskutierten Gesichtspunkte kommen mir bekannt vor. Passiert ist 2015 im Anschluss relativ wenig. Die Debatte ist versandet. Ich will gar nicht die Frage stellen, warum das so war. Ich kenne einige Antworten. Die Frage ist nur: Droht dieser Debatte dasselbe Schicksal? Ich hoffe nicht, bin aber nicht nur optimistisch.



Drei kurze Punkte, was ich für wichtig halte. Ohne Verpflichtung läuft nichts. Wir können lange darüber reden, wie wichtig Wissenschaftskommunikation ist. Wenn wir die Wertigkeiten und Karriereanreize verändern wollen, dann müssen wir Wissenschaftskommunikation zum verpflichtenden Bestandteil in jedem größeren drittmittelgeförderten Forschungsprojekt machen und darüber hinaus in Forschungsprojekten. Darüber muss man diskutieren, wie das funktionieren kann. Aber ich glaube, dieser Pflichtbestandteil darf nicht nur Alibi charakter haben. Ich hatte auch das Papier im BMBF vergangenes Jahr so verstanden. Vielleicht war das aber auch Wunschdenken. Ich bin mir nicht mehr ganz so sicher, ob dort tatsächlich eine Verpflichtung gefordert war.

Ich glaube, das ist ganz wichtig und ist auch in den Anträgen ausgedrückt worden: die Forderung, alle aktuellen und künftigen Initiativen, Projekte, Förderprogramme der Wissenschaftskommunikation regelmäßig und unabhängig evaluieren zu lassen. Das ist einerseits die Forschung, was Wissenschaftskommunikation eigentlich ausmacht, aber auch ganz speziell sich die Projekte anzuschauen und abhängig vom Evaluationsergebnis bereit zu sein, Initiativen zu beenden oder auszubauen.

Drittens, es freut mich wirklich sehr, dass das Thema Förderung des Wissenschaftsjournalismus heute einen deutlich breiteren Raum einnimmt, als es vor fünf Jahren im Gespräch war. Die damals von mir schon vorgestellte Idee oder erhobene wiederholte Forderung einer Stiftung zur Förderung des Wissenschaftsjournalismus ist heute doch recht breit vorgekommen. Das war damals noch nicht so. Ich sehe darin einen Fortschritt. Natürlich geht es darum, dass man genau fragen muss, wie eine solche unabhängige Stiftung arbeiten kann, wie sie funktionieren kann. Ich bin der Meinung, es darf keine Dauerfinanzierung sein. Es muss um Anschlag für neue Ideen und Konzepte gehen. Dass dafür eine Form der neuen Unterstützung durch eine unabhängige Stiftung nötig ist, scheint mir ganz eindeutig. Ich freue mich, dass diese Idee jetzt auch von einigen Sachverständigen vertreten worden ist und von einigen Mitgliedern des

Bundestages in den Fraktionen diskutiert wird. Herzlichen Dank.

Der **amtierende Vorsitzende**: Wir bedanken uns ebenfalls für Ihre Ausführungen. Wir treten nun in die Fragerunde ein. Ich darf noch einmal wiederholen. Eine Frage an zwei Sachverständige oder zwei Fragen an einen Sachverständigen. Und ich darf nun den Kollegen Stefan Kaufmann bitten, drei Minuten nicht zu überschreiten.

Dr. Stefan Kaufmann (CDU/CSU): Spätestens durch die Corona-Pandemie sind Wissenschaft und Wissenschaftler verstärkt in das Rampenlicht gerückt. Die Bedeutung der Wissenschaftskommunikation ist noch offensichtlicher geworden, und dass das Thema uns nicht erst jetzt beschäftigt, sondern schon länger, hat gerade noch einmal Herr Wiarda bestätigt. Bereits in der letzten Legislaturperiode hatten wir eine Anhörung dazu. Aber in dieser Legislaturperiode sind wir gemeinsam als Koalitionsfraktionen das Thema nochmal engagiert angegangen. Es gab viele Gespräche in Vorbereitung unseres Antrages. Das Ergebnis ist heute diese Anhörung.

Die Wissenschaft erfüllt im Moment eine sehr wichtige, doppelte Rolle als Orientierungsinstanz. Sie berät politische Entscheidungsträger zu Fragen der Virologie und vielen anderen Disziplinen und zur Bekämpfung der Pandemie. Sie erklärt gleichzeitig wissenschaftliche Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit und liefert damit die wissenschaftliche Begründung für die in Verbindung mit der Pandemie getroffenen politischen Maßnahmen. An dieser Stelle ein ganz herzliches Dankeschön an all die, die mit großer Expertise und Verantwortung diese Aufgaben in den letzten Monaten wahrgenommen haben.

Was wir nun brauchen – und das haben auch die Stellungnahmen heute hier gezeigt – ist eine wirksame Wissenschaftskommunikation, sowohl in Form der institutionellen Kommunikation und der direkten Kommunikation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als auch des Wissenschaftsjournalismus. Hier sehen wir durchaus den Handlungsbedarf. Das hat sich in der Tat, Herr Wiarda, in den letzten Jahren verändert. Dafür müssen wir die Wissenschaftskommunikation in ihren Strukturen



und auch in ihrer Qualität nachhaltig stärken – das wurde angesprochen – und auch entsprechend fördern, auch finanziell. Das ist jedenfalls die Überzeugung der Koalitionsfraktionen.

In unserm Antrag haben wir als Koalitionsfraktionen eine Liste von 13 Maßnahmen vorgeschlagen, die dem Ziel der Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation dienen sollen. Es freut mich sehr, dass unsere Impulse bei den Sachverständigen auf breite Unterstützung gestoßen sind. Gleichzeitig bin ich Ihnen allen auch für Ihre weitergehenden Empfehlungen heute sehr dankbar. Wir werden diese gemeinsam mit dem Koalitionspartner bewerten und über weitere Maßnahmen entscheiden.

Nun aber zu meinen zwei Fragen an die Sachverständigen. Zum einen an Sie, Frau Boetius. Sie haben in Ihren Ausführungen den Aspekt der Wissenschaftskommunikation als Teil des Transfers nochmals hervorgehoben und eine nachhaltige Unterstützung jenseits der Projektförderung wie auch andere angemahnt. Sie regen hierzu in Ihrer Stellungnahme eine Vorwärtsstrategie an und schlagen konkret Experimentierräume vor sowie ein Konjunkturprogramm. Wenn Sie das vielleicht nochmals etwas erläutern könnten, was es konkret meint.

Und Sie, lieber Herr Wiarda, haben natürlich als Journalist besonders noch einmal das Thema Wissenschaftsjournalismus betont, dass wir in der Tat auch als große Herausforderung sehen. Sie haben in Ihrer Stellungnahme auch schon vor Jahren in der Tat die Einrichtung von Förderstrukturen für einen unabhängigen Wissenschaftsjournalismus in Form einer unabhängigen Stiftung angeregt. Wenn Sie uns vielleicht über das, was Sie gerade gesagt haben, doch noch einmal ein paar Details geben könnten, wie Sie sich eine solche Stiftung vorstellen und wie insbesondere die Unabhängigkeit in dieser Stiftung gewährleistet werden kann, die uns hier in der politischen Debatte umtreibt. Herzlichen Dank.

Dr. Ernst-Dieter Rossmann (SPD): Zwei Vorbemerkungen. Wir erleben aktuell in der Bild-Zeitung, wie Wissenschaft verwurstet wird. Ich

möchte ausdrücklich die Solidarität mit allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, und nicht nur mit einer Person, hier für die SPD-Fraktion ausdrücken. Das Zweite: Heute vor 21 Jahren war das PUSH-Memorandum beschlossen worden. Das war die Mutter aller Papiere. Ich will für die SPD knapp elf einfache Sätze zu unserem Grundverständnis sagen und zwei Fragen stellen.

Erster Satz: Wissenschaft braucht Interesse, Vertrauen, Verstehen, Kritik. Sie gehört in die Mitte der Gesellschaft bis hin zur Bürgerwissenschaft.

Zweitens: Wissenschaft hat eine methodisch begründete, besondere Form der Autorität und muss darin auch geschützt werden.

Drittens: Wissenschaftskommunikation ist systemrelevant und zugleich systemerweiternd.

Viertens: Wissenschaftskommunikation übersetzt Kompetenz aus der Wissenschaft heraus und Kritik und Kontrolle in die Wissenschaft hinein.

Sie sollte, fünftens, eine Grundkompetenz jedes Wissenschaftlers / jeder Wissenschaftlerin sein.

Sechstens: Wissenschaftskommunikation braucht den wissenschaftlich qualifizierten und multimedialen Journalismus.

Siebtens: Sie muss auf Breitenwirksamkeit angelegt sein.

Achtens: Das System der Wissenschaft und das System der Politik haben eine respektvolle Partnerschaft zu pflegen.

Neuntens: Wissenschaftliche Politikberatung braucht gesicherte Strukturen und diverse Formate von der Taskforce bis zur Zukunftsvorausschau.

Zehntens: Wissenschaftskommunikation und -beratung bedürfen Aus- und Weiterbildung der kontinuierlichen Innovation, zum Beispiel an den Hochschulen im Rahmen einer Agentur oder über eine Akademie.

Und elftens: Der Wissenschaftsjournalismus ist ein öffentliches Gut, das in einer öffentlichen und privaten Partnerschaft dauerhaft gefördert werden muss, zum Beispiel in einer Stiftung. Zum letzten Punkt: Dafür ist die SPD explizit.

Eine Frage geht an Frau Kuhrt: Welches Modell



zur Förderung des Wissenschaftsjournalismus in anderen europäischen Staaten haben Sie mit Blick auf die deutschen Verhältnisse aus welchen Gründen für besonders vorbildhaft angesehen?

Herrn Haug möchten wir fragen: In welcher Weise sollte die Leopoldina als Nationale Akademie ihr besonderes Leistungsprofil noch ausbauen können, und zwar in Ergänzung, nicht in Konkurrenz zu den spezifischen Möglichkeiten der Wissenschaftsallianz und der Hochschulen?

Dr. Marc Jongen (AfD): Vielen Dank an alle Gäste und Vortragenden. Wissenschaft ist neben Demokratie eine wichtige Säule der Moderne, der modernen Gesellschaft. Ohne Wissenschaft könnte man sich eine freiheitlich demokratische Grundordnung wahrscheinlich gar nicht vorstellen. So wie Regierungen in der Moderne abgewählt werden können, so können wissenschaftliche Theorien falsifiziert werden und müssen sich als falsifizierbar erweisen. Auf diese Parallele hat schon Karl Popper hingewiesen. Insofern sehen wir es als sehr wichtig an, dass die Bürger über wissenschaftliche Erkenntnisse informiert sind, dass diese Erkenntnisse in die Bevölkerung hinein diffundieren. Wir halten deswegen auch Wissenschaftskommunikation als solche für notwendig, auch einen guten Wissenschaftsjournalismus, der nicht zuletzt die Aufgabe hat, Deutsch als Wissenschaftssprache weiterhin zu erhalten – zumindest auf dem populären Niveau, nachdem viele Studiengänge bereits auch in Deutschland nur noch in Englisch angeboten werden.

Aber, es liegen jetzt Pläne der Regierung vor, die Wissenschaftskommunikation zu einer regelrechten Third Mission neben Forschung und Lehre auszubauen. Man spricht hier vor allem davon, Forschungsbereiche von hoher gesellschaftlicher Relevanz gegen Fakenews verteidigen zu wollen und gegen Wissenschaftsfeindlichkeit im Allgemeinen. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit der Art, wie über den Klimawandel kommuniziert wird und jetzt teils auch über Corona, haben wir hier ernste Sorgen. Nämlich, dass unter dem Deckmantel der Wissenschaftskommunikation eine Indienstnahme der Wissenschaft für politische Ziele, für gesellschaftspolitische Ziele stattfinden könnte seitens bestimmter

interessierter Kreise. Insbesondere dann, wenn zunehmend nur noch diejenigen Forschungsbereiche finanziert werden sollen, wie es sich ja hier in den Plänen der Regierung abzeichnet, die auch entsprechend attraktiv kommuniziert werden können oder schlimmer noch, die eben diejenige Richtung vertreten, die die Regierung als politisches Ziel vorgegeben hat, beispielsweise den Klimawandel, der dann als hauptsächlich menschengemacht definiert wird, zu stoppen.

Der kommunizierende Wissenschaftler wird von der Rolle des ehrlichen Maklers, der eigentlich nur unterschiedliche Modelle und Lösungsvorschläge vorstellen sollte und es dann den demokratischen Institutionen überlässt, welchen Weg sie einschlagen wollen, weggedrängt, hinein in die Rolle eines interessierten Advokaten für eine bestimmte Sache, der den Regierenden dabei hilft, einen alternativlosen Weg oder eine vermeintlich alternativlose Position mit dem Nimbus der wissenschaftlichen Autorität zu versehen. Das kann bis zum religiösen Eiferertum gehen, wie wir es an dem Phänomen Greta Thunberg ablesen können. Das ist für uns ein Paradebeispiel dafür, wie Wissenschaftskommunikation nicht funktionieren soll.

Meine Frage ist in diesem Zusammenhang an Herrn Professor Alt, ob Sie diese Gefahren auch sehen, dass die Wissenschaft politisiert wird und die Politik sozusagen verwissenschaftlicht, was beiden Bereichen nicht gut tut. Dieselbe Frage möchte ich auch an Herrn Dr. Stollorz stellen. Vielen Dank.

Dr. h. c. Thomas Sattelberger (FDP): Danke an die Expertinnen und Experten. Ich glaube, Professor Streek und Professor Drost haben sehr praktisch erlebt, dass Corona ein Test, ein Prüfstand oder eine Katakomben für Wissenschaftskommunikation ist. Wer gewinnt die Lufthoheit über den Stammtischen? Verschwörungstheorien vs. solide Wissenschaftskommunikation. Wie stilisieren oder bekämpfen Medien Wissenschaftskommunikatoren, wie werden Wissenschaftler politisch instrumentalisiert oder lassen sich politisch instrumentalisieren? Sind es Programme oder ist es die Persönlichkeit des Wissenschaftlers und der Wissenschaftlerin? Ist



es fachliche Bildung dafür oder ist es
Persönlichkeitsbildung für dieses Thema?

Wir haben uns in unserem Antrag sehr
substanziell mit diesem Thema
auseinandergesetzt. Ich möchte nur einige der
Forderungen aufgreifen. Wir wollen nicht nur die
Koryphäen und Gurus, sondern die vielen
hunderttausenden Wissenschaftlerinnen und
Wissenschaftler dafür gewinnen. Das heißt aber
auch, dass Kompetenzen aufgebaut werden.
Diesen Kompetenzerwerb wollen wir ab der
Promotionsphase verpflichtend verankern. Wir
wollen aber auch, dass Hochschulen und
Forschungseinrichtungen Compliance-Strukturen
aufbauen, denn die Integrität der Wissenschaft
und der Wissenschaftler und
Wissenschaftlerinnen ist Voraussetzung für die
Glaubwürdigkeit nach außen, die Nicht-
Replizierbarkeit sehr vieler Forschungsergebnisse
spricht hier Bände. Wir wollen, dass die
Wissenschaftskommunikation verpflichtender
Teil von Forschungsprojekten wird anstatt nur
Kommunikation zwischen Eliten. Das hat mich
bisher am meisten beschäftigt. Das ist im
Augenblick im Grunde eine bildungsbürgerliche
Elitendebatte: Wie gelingt es, die Menschen zu
erreichen, die die Wissenschaft normalerweise
nicht erreicht? Und – last, not least – natürlich
eine gute Unterstützung für die Stiftung, die Sie,
Herr Wiarda, gefordert haben.

Zwei Fragen an Frau Lugger: Sie sprechen von
Anreizen, von Credits, von Wertschätzung für
Karriere. Sie sprechen aber auch von der Frage
der Diskreditierung durch starke Hierarchien.
Was meinen Sie damit? Und zum zweiten: Wer
sollte die Forschenden in der
Wissenschaftskommunikation schulen? Ist das
ein offener Weiterbildungsmarkt, ist es der
Arbeitgeber, ist es das Studium selber? Wo und in
welchem Umfang? Wer soll das organisieren?
Sollte die Teilnahme verpflichtend sein? Recht
herzlichen Dank.

Dr. Petra Sitte (DIE LINKE.): Es kommt nicht so
oft vor, dass ich direkt an der FDP anschließen
kann, aber mir geht es in der Tat darum – das
merken wir auch ein bisschen an der
Zusammensetzung der Expertinnen- und
Expertenrunde –, dass wir
Wissenschaftskommunikation nicht zu eng
fassen, nicht zu sehr auf den Wissenstransfer

fokussieren, sowohl aus der Perspektive des
Wissenschaftsjournalismus, als auch aus der
Perspektive der Wissenschaftlerinnen und
Wissenschaftler und der Aufstellung des Systems,
in dem sie sich bewegen, sondern dass wir es –
deshalb möchte ich meine Fragen an
Frau Dr. Ober stellen – als gesellschaftlichen
Prozess verstehen. Deshalb also – Sie haben ja
vorhin mit einem Parforceritt Ihr Verständnis von
Wissenschaftskommunikation versucht
darzulegen – würde ich das gerne noch einmal
ein wenig erweitern. Insbesondere aus der
Perspektive, die Sie als NGO in den letzten Jahren
mit Ihren Projekten gemacht haben. Wie kann
dieser Dialog, wie kann diese Flut von Wissen,
von Erkenntnissen einerseits aus der
Wissenschaft heraus, aber umgekehrt auch zu
dem Alltagswissen, den Bedürfnissen von
Menschen zurückgekoppelt werden und die
gegenseitige Durchdringung erreicht werden? Es
wäre mir sehr wichtig, dass wir das noch einmal
mitaufnehmen in die Diskussion.

Die zweite Frage: Ich mache es jetzt einmal ein
bisschen platt, aber das darf man ja hier. Ich habe
immer wieder beobachtet, dass die gleichen
Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an
Universitäten, die an Hochschulen in Projekten
drinstecken, die an ihren Einrichtungen
megafokussiert sind, die Projekte in kurzen Zeiten
mit Arbeitsverträgen usw. – das wissen Sie alles
selbst, muss ich nicht erklären – also mega unter
Druck stehen, aber sich doch außerhalb dieser
Einrichtungen wiederum in Strukturen wie NGOs
engagieren, um gesellschaftlich mitzuwirken,
gesellschaftlich mitzugestalten. Deshalb hätte ich
von Ihnen gerne noch einmal gewußt – wenn Sie
es nicht so sehen, müssen Sie es sagen –, ob es
denn tatsächlich neben diesen Einrichtungen
auch der Förderung, der Öffnung einer anderen
Kultur bedarf, in der Leute umgekehrt sich an
Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler
wenden können, neue Räume finden können, um
diesen kritischen Diskurs zu führen, was
aufgenommen werden soll und wie es umgesetzt
werden soll. Wie kann das ausgestaltet sein?
Soweit zu meinen beiden Fragen. Danke.

**Dr. Anna Christmann (BÜNDNIS 90/DIE
GRÜNEN):** Auch wir freuen uns sehr, dass dieses
Fachgespräch heute endlich stattfindet, nachdem
wir aufgrund der aktuellen Lage ein bisschen



verschieben mussten. Umso wichtiger ist es, dass es heute stattfindet, weil die Pandemiesituation uns das sehr deutlich vor Augen führt. Wir schätzen es auch sehr, dass neue Ideen zur Wissenschaftskommunikation und auch was den Wissenschaftsjournalismus anbetrifft, in der Debatte sind. Ich glaube das ist das ganz Entscheidende, dass wir uns jetzt auf diese neuen Ideen fokussieren sollten und wirklich gucken, was es an neuen Instrumenten braucht, die wir nicht schon haben. Das ist ein bisschen die Schwierigkeit, wenn wir über Dinge wie Citizen Science reden. Die bessere Sichtbarkeit von Frauen in der Wissenschaft, die Weiterförderung des Hauses der Kleinen Forscher, das sind alles Dinge, die auch uns als Grüne seit langem ein Anliegen sind und die ja glücklicherweise in Teilen auch bereits gefördert werden. Das sollte man sicherlich weiter tun und auch noch stärker unterstützen. Aber ich glaube, das sind nicht die wirklich neuen Impulse für die Wissenschaftskommunikation oder für den Wissenschaftsjournalismus, sondern ein Stück andere Formate aus anderen Bereichen. Deswegen finde ich die Debatte um die Frage der Stiftung, die von einigen Akteuren vorgeschlagen ist, die heute hier auch in der Anhörung sitzen, sehr wesentlich. Dazu wäre meine erste Frage: Die Bundesministerin Karliczek hatte sich bei der Vorstellung ihres Papiers eher kritisch dazu geäußert, den Wissenschaftsjournalismus überhaupt in irgendeiner Form staatlich zu unterstützen und sehr betont, dass die Unabhängigkeit aus ihrer Sicht quasi dem vollkommen entgegenstünde, da überhaupt etwas zu tun. Deswegen geht meine Frage an Herrn Stollorz, wie Sie diese Problematik des Stiftungsmodells sehen. Wird durch das Modell dem entgegengetreten, dass trotzdem die Unabhängigkeit gewahrt wird? Das ist ein valider Punkt, aber ich würde jetzt ein Fragezeichen daran machen, ob man nicht mit so einem Stiftungsmodell vielleicht einen Weg finden kann, diese Unabhängigkeit zu wahren. Das wäre meine erste Frage an Sie.

Dann ist da noch die Debatte: Machen wir einen Teil von Fördergeldern verpflichtend für Wissenschaftskommunikation? Auch das wäre ein neuer Schritt. Das wird in Teilen gemacht, aber eben nicht überall flächendeckend. Einerseits gab es Stimmen, die gesagt haben,

wenn wir zu etwas verpflichten, ist das vielleicht kontraproduktiv, weil nicht jeder dazu geboren ist. Auf der anderen Seite kenne ich auch ein bisschen die Rückmeldung, dass natürlich in dem Sinne, was professionell an Wissenschaftskommunikation von den Institutionen kommt, natürlich auch sehr stark angewachsen ist. Das wäre jetzt, auch wenn dazu wahrscheinlich viele von Ihnen antworten könnten, meine Frage an Frau Kuhrt von der WPK. Wenn ganz viel von der Wissenschaftsseite kommt, brauchen wir auf der anderen Seite auch jemanden, der das rezipieren kann. Da sind wir wieder beim Wissenschaftsjournalismus, dass man von der sehr ansteigenden, permanenten Wissenschaftskommunikation aus jedem Projekt nicht quasi erschlagen wird. Wie ist das noch händelbar? An dieser Perspektive wäre ich interessiert. Vielen Dank.

Der **amtierende Vorsitzende**: Ich bedanke mich ebenfalls für die interessanten Fragen von allen Kolleginnen und Kollegen, darf nun in die Antwortrunde eintreten und als Erstes Herrn Dr. Peter-André Alt bitten, die Fragen von Dr. Jongen zu beantworten.

Prof. Dr. Peter-André Alt (Hochschulrektorenkonferenz): Herr Jongen hatte gefragt, ob die Wissenschaftskommunikation und die Wissenschaft generell in eine problematische Zone gerät, wenn sie die Politik berät und ob womöglich die Gefahr bestehe, dass sie instrumentalisiert werde. Zunächst einmal muss man prinzipiell festhalten, dass die Wissenschaftskommunikation in der wissenschaftlich fundierten Politikberatung einen Teilsektor hat, der nicht nur legitim, sondern auch demokratisch erwünscht ist. Die aktuelle Situation zeigt, dass es Phasen in unserer Weltgesellschaft geben kann, in der diese wissenschaftliche Fundierung der politischen Entscheidung sogar unabdingbar ist. Wir müssen, glaube ich, bei der Beantwortung der Frage von dem Umstand ausgehen, dass es *die* Wissenschaft nicht gibt, sondern auch wissenschaftliche Positionen innerhalb eines Faches, und dass die Wissenschaftsfreiheit – das ist die zweite Prämisse – eine Festlegung ist, ein Wert ist, der nicht eine Einbahnstraße bedeutet. Wissenschaftsfreiheit bedeutet für die Wissenschaft die Freiheit ihrer Methoden- und



Themenwahl, bedeutet aber umgekehrt auch, dass die Wissenschaft – das wird zu selten beachtet – auch Freiheit an die Gesellschaft zurückgibt. Nämlich insofern, als sie nicht nur einfach Fakten vermittelt, sondern immer auch Spielräume für die Deutung dieser Fakten. Das ist, was uns häufig als Laien Schwierigkeiten bereitet, dass es nicht einfache, ungeteilte Wahrheiten gibt, sondern Entscheidungsmöglichkeiten innerhalb von Varianten. Ich denke, dass eine gute Wissenschaftskommunikation genau diesen Spielraum sichtbar machen muss und dass insofern die Beratung der Politik durch die Wissenschaft nicht die Gefahr birgt, dass es zu Verzerrungen oder Einseitigkeiten kommt. Am Ende hat natürlich die Politik das Primat der Entscheidung und auch die Notwendigkeit, Prioritäten zu setzen. Insofern glaube ich nicht, dass das hohe Gut der Freiheit sowohl der Wissenschaft als auch unserer Gesellschaft gefährdet ist, wenn Wissenschaft Politik berät, sondern im Gegenteil, es ist gerade ein Ausdruck der Freiheit, die durch die Wissenschaft an die Gesellschaft zurückgegeben wird, dass hier Deutungsspielräume entstehen. Das ist etwas, was wir auch bei der Qualifizierung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu guten Wissenschaftskommunikatoren immer im Blick haben müssen, dass wir allen das Bewusstsein vermitteln, dass sie nicht nur über bestimmte Fakten aufklären, sondern dass sie immer auch zeigen, wo Meinungsunterschiede entstehen könnten und für unterschiedliche Methoden sensibilisieren. Wir haben das im Zuge der Corona-Diskussion im Wissenschaftsjournalismus sehr gut gesehen. Das Beispiel der vier Modelle für Impfungen, das den Menschen deutlicher vermittelt, auf welchen Mechanismen Impfungen beruhen können, wie unterschiedlich das ist. Das zeigt, dass die Wissenschaftskommunikation im besten Sinne Aufklärung ist. Und zwar Aufklärung in dem Sinne, dass sie erstens zeigt: Wissen ist nichts statisches, sondern prozessual. Zweitens, dass sie Optionen zeigt: Wissen ist nichts, was immer nur in eine Richtung weist, sondern Möglichkeiten für den Menschen und damit auch für die individuelle Selbstbestimmung und für die Politik bietet. Das schließt dann auch die Qualität der Entscheidung manchmal mit ein. Und Wissenschaftskommunikation zeigt auch, dass es

keine unteilbaren Wahrheiten gibt. Das lässt sich sehr wohl auch mit einer wissenschaftlichen Politikberatung verbinden, setzt aber gute Qualifizierung in diesem Sektor voraus.

Prof. Dr. Antje Boetius (Alfred Wegener Institut, Helmholtz-Zentrum für Meeresforschung): Herr Stefan Kaufmann hat gefragt, wie ein gutes Konjunkturprogramm für Wissenschaftskommunikation aussehe. Von einzelnen von Ihnen kam schon der Hinweis, es gibt doch schon so viel. In den Papieren ist auf einer Seite aufgelistet, was es alles schon gibt und was gefördert wird. Aber wenn ich Sie jetzt zum Beispiel fragen würde, was es außer dem Haus der Kleinen Forscher gibt oder was es gibt, das Angebot wie das SMC schneidert, oder was es wie NaWik noch gibt, dann wird es sehr dünn. Alle diese Dinge, die Sie aufgezählt haben, die es schon gibt, sind nicht nachhaltig, verlässlich, langfristig gefördert. Wenn man bedenkt, was ein Konjunkturpaket erst einmal schaffen soll. Das braucht eine systemische Analyse, wie fördert man, wie schafft man einen Anreiz zu mehr Selbständigkeit, um bestimmte Zeiträume, in denen es mit der Konjunktur hier und da nicht klappt, zu überbrücken. Diese Papiere liegen vor. Es ist zum Beispiel im Wissenschaftsrat-Papier klar gemacht worden, dass die Wissenschaftskommunikation – und zwar sowohl in der Wissenschaft als auch im Journalismus – erst einmal mit Digitalisierung und der Vielzahl von Kanälen umgehen muss. Das ist eine Palette, die aus dem Lauf bewältigt werden muss und die nicht in den Ansprüchen, die da sind, gefördert wird. Das geht nicht so nebenher. Auf die zweite Sache, die wir immer wieder gehört haben, will ich nicht so weit eingehen, weil noch drei Fragen dazu kommen. Die veränderten Arbeitsbedingung der medialen Akteure und die veränderten Arbeitsbedingung der Wissenschaft sind einfach nichts, was aus dem Stand nebenher läuft. Gute Wissenschaftskommunikation braucht all die Dinge, die genannt worden sind. Sie braucht Strategie, sie braucht Wirksamkeitsanalysen, sie will evaluiert werden, sie kriegt Feedback, sie muss auch lernen. Diese Dinge sowie die systemische Beforschung der Wirkung von Wissenschaftskommunikation und die Entwicklung von Qualitätskriterien sind nicht nachhaltig aufgestellt, nicht systemisch gefordert. Es reicht nicht zu sagen, aber wir haben doch



eins, zwei, drei..., denn wenn Stiftungen wegfallen, können diese Projekte genauso schnell wieder weg sein. Man muss einmal genau hingucken. Nur ein Beispiel: Es geht darum, einen Preis von „Jugend forscht“ öffentlichkeitswirksam mit Begleitung von Medien zu übergeben. Dann gucken alle in die Töpfe und staunen, weil es gar nicht so aufgestellt ist, dass dieser Preis medial wirksam in der Öffentlichkeit mit einer Veranstaltung gefördert wird. Der Alltag von uns ist geprägt von einer wirklich sehr kleinteiligen, kurzfristigen Förderung in der Wissenschaftskommunikation, die dem, was sie leisten soll, nicht gerecht wird.

Wenn Sie sich selbst einmal einen Moment fragen, wie viel Geld wir eigentlich in die Wissenschaftskommunikation als Teilleistung der Forschung oder als Teilleistung der Medien geben, werden Sie feststellen, dass Sie die Frage gar nicht beantworten können. Sie werden erstaunt sein, wenn Sie Umfragen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern oder Institutionen lesen würden, wieviel dort reinfließt. Es ist nicht einfach, weil es immer nebenher gefördert wird. Die Herausforderungen noch einmal: Vielfalt der Kanäle, Digitalisierung, veränderte Arbeitsbedingungen, zunehmender Wettbewerb, in dem die Frage der Wissenschaftskommunikation nicht gut geklärt ist: Welche Rolle spielt sie im Wettbewerb? Das braucht Unterstützung.

Für uns sieht ein Konjunkturprogramm so aus, dass man auf die Wissenschaftskommunikation als Leistung der Wissenschaft, der Medien, der Gesellschaft, zum Beispiel von Bürgerbewegungen schaut und wie diese sich ergänzen. Wie können diese langfristig wirken, sich zusammen mit den Kanälen mit verändern? Wie können von klein auf, durch lebenslanges Lernen – was eine Bedingung ist – Angebote geschaffen werden? Wie kann so unterstützt werden, dass es Rahmeninstitutionen gibt, die hinschauen und nachsteuern können, die auch überwachen und verändern. Da haben wir schon einiges etabliert, aber die kämpfen um Projektmittel, müssen sich an den Markt anpassen, können sich also nicht so weit in völlig neue Experimentierräume trauen. Diese große Frage, die zurecht gestellt wird: Erreicht die Politikberatung die Politik? Erreicht die

Wissenschaftskommunikation den sogenannten bildungsfernen Bürger, der zu Teilen tatsächlich ein bildungsnaher, wissenschaftsferner Bürger ist? Das braucht eine kräftige Unterstützung der Forschung. Das kann kein Nebenher sein, sondern es braucht Drinnen wie Draußen. Die systemische Analyse muss zur Chefsache werden. Da freuen wir uns, dass das BMBF das auch einfordert. Aber wir sehen auch mit Schrecken – wie Herr Wiarda schon gesagt hat – diese Debatte führen wir seit 20 Jahren. Wir sind noch nicht soweit, dass so ein reiches Land wie Deutschland seine Kinder, seine Menschen, seine Journalisten so fördert, dass man der Rolle von Information, Kommunikation und Beratung gerecht wird. Da sind wir im völlig untermaßigen Bereich. In der Wissenschaft sind es nicht einmal ein Prozent der Leistung, die in diesen Bereich geht. Und draußen wackelt es eben. Das Konjunkturpaket sollte wie die anderen Konjunkturpakete auf Basis systemischer Analysen und mit dem Blick für Kurzfristigkeit, für Regeln, für Qualität erfolgen. Aber vor allen Dingen braucht es einen langfristigen Rahmen, den Institutionen wie NaWik, SMC, WID – das sind die wenigen, die zusammen mit den Stiftungen die Arbeit in diesem Bereich geleistet haben – sicherlich gerne ausführlich vorlegen können. Aber Hilfe ist wirklich dringend notwendig. Es stehen hier wirklich nicht Wissenschaft gegen Journalismus. Die Wissenschaft fordert genauso ein, dass diese Kraft draußen, die ja mithilft, Wissenschaft auch kritisch zu sehen und zu fordern, ebenso gestärkt wird. Danke.

Der **amtierende Vorsitzende**: Danke, Frau Dr. Boetius. Herr Dr. Brandt, Sie werden sicherlich in der zweiten Runde mit Fragen beglückt. Deswegen darf ich gleich weitermachen mit Herrn Dr. Haug, der die Frage von Herrn Dr. Rossmann beantworten wird.

Prof. Dr. Gerald Haug (Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Nationale Akademie der Wissenschaften): Vielen Dank. Die Frage war: Was könnte eine zusätzliche Rolle der Leopoldina sein, ohne in der Allianz zu stören? Die Leopoldina kann als Nationale Akademie der Wissenschaften einen Konsens erzeugen. Unsere rund 1 600 Mitglieder sind alles Spitzenforscherinnen und Spitzenforscher, die außergewöhnliche Expertise haben. Ein Drittel



der Mitglieder sind internationale Mitglieder. Wenn wir Arbeitsgruppen zusammenstellen, werden auch jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dafür rekrutiert, immer exzellenz- und expertisenbasiert. Die Kritik, die häufig kommt ist – das gilt nicht nur für uns als Nationale Akademie der Wissenschaft, es gilt häufig auch für die Allianz der Forschungseinrichtungen –, dass wir zu langsam sind. Wenn wir eine Stellungnahme schreiben und diese dann üblicherweise zwischen 100 bis 400 Seiten hat, zwei Jahre braucht und das jetzt auf Corona anwenden, dann bringt das natürlich nichts.

Was wir geschafft haben und zeigen konnten ist, dass wir mit einer Art schnellen Eingreifgruppe, mit einer Art Task Force diese wissenschaftliche Exzellenz bündeln können. Wir können das schnell und ohne Qualitätsverlust integrieren, weil all diese Personen herausragende Forscherinnen und Forscher sind, Max-Planck-Direktoren und -Direktorinnen, aus der Helmholtz Gemeinschaft hervorragende Universitätsprofessorinnen und Professoren und Fraunhofer. Das ganze kriegen wir integriert, das können wir schaffen. Für diese Taskforce bräuchten wir tatsächlich vielleicht etwas Hilfe, dann kann man diesen Austausch zwischen Wissenschaft und Politikgesellschaft erhöhen. Dazu gehört auch ganz entscheidend das antizipieren von Themen. Es ist besonders erfreulich, wenn man das im Journalistenkolleg gemeinsam machen könnte, wo wir es teilweise auch schon tun, um den Austausch zwischen Wissenschaft, unabhängigen Wissenschaftsjournalismus, Politik und Gesellschaft zu haben.

Das ist also diese zusätzliche Pilotgruppe Rapid-Policy-Advise. Gestern hatten wir eine Allianz-sitzung. Kollege Alt hat so schön gemeint: „Das kann ich ja mal probieren. In einem Abstimmungsprozess mit 268 Kolleginnen und Kollegen.“ Schnell heißt in unserer Welt, so ein konsensuales Verfahren, wie wir es jetzt gemacht haben, in zwei bis drei Wochen durchzuführen.

Der amtierende Vorsitzende: Vielen Dank. Wir fahren fort mit Frau Nicola Kuhrt, die die Fragen von Dr. Rossmann und Frau Dr. Christmann beantworten wird. Ich darf Sie allerdings nochmals bitten, Ihre Antworten möglichst kurz

zu halten, weil wir um 12.00 Uhr fertig sein wollen. Da machen wir mit unserer Sitzung weiter. Deswegen bitte ich nochmals um kurze Antworten. Das gilt natürlich für die zweite Runde nachher in gleicher Weise. Bitte Frau Kuhrt.

Nicola Kuhrt (WPK - Die Wissenschaftsjournalisten Wissenschafts-Pressekonferenz): Bei den Fördermodellen für Wissenschaftsjournalismus sieht man sehr schön, dass jedes Land unter den eigenen Startbedingungen Lösungen findet.

Gut finden wir zum Beispiel das, was in Österreich gerade passiert ist. Da ging es aber auch wirklich darum, schnell qualitativ guten Wissenschaftsjournalismus zu fördern. Das läuft über die sogenannte Wiener Medieninitiative. Das Geld kommt von der Wirtschaftsagentur Wien. Das ist relativ schnell gegangen. Es wurde ausgeschrieben und die Projekte, die sich in einem Katalog als gut erwiesen haben, wurden gefördert.

In Kanada ist es zum Beispiel ein langfristiges Projekt. Da wurden sozusagen alle Forschungsinstitutionen und alle großen Medien in einem großen Panel zusammengeschnallt und haben sich dann zusammen überlegt, was man tun muss, um qualitativ hochwertigen Wissenschaftsjournalismus zu unterstützen. Dann sind verschiedene Task Forces und Steuererleichterungsmodelle geschaffen worden und werden noch diskutiert.

In den Niederlanden zum Beispiel, das finden wir auch gut, gab es einen Vorlauf. Es wurden Studien im Rahmen der Wahl 2018 gemacht. Es gab dann auch einen Thinktank, wo Menschen zwischen 20 und 30 Jahren Ideen erarbeitet haben. Dort gibt es auch verschiedene Fonds und Fördermaßnahmen, woraus zum Beispiel auch „Blendle“ oder „De Correspondent“ entstanden sind.

Die Stiftung, die wir vorschlagen, ist auch eine Verbrauchsstiftung, die schnell aufgesetzt werden kann, um den jetzt gerade stattfindenden Transformationsprozess zu unterstützen. Dass man da, wo die Not am größten ist, direkt was tun kann.

Die zweite Frage: Wie kann man als



Wissenschaftsjournalist der Flut der Infos, die hereinkommen, begegnen? Ich glaube, das geht, wenn man das schon ein bisschen länger macht und relativ schnell kanalisieren kann, ob es eine gute Studie ist, also verlässliches Wissen ist. Man weiß, wo man anruft, wen man fragt und wo man checken kann, ob es stimmt. Für Kollegen, die das nicht immer machen oder noch nie gemacht haben, wird es schon schwieriger, das zu erkennen. Da ist es super, dass es das Science Media Center gibt, wo sich jeder hinwenden kann und relativ schnell eine Einschätzung bekommt, ob die Studie gut ist oder nicht. Leider passiert das noch nicht so häufig. Es gibt immer wieder Geschichten, wo Journalisten, aus welchen Gründen auch immer, einfach aus irgendwelchen Dingen zitieren und aus dem Zusammenhang reißen, um Schlagzeilen zu machen. Gerade da ist es wichtig, dass die grundlegenden Strukturen im Wissenschaftsjournalismus gestärkt werden.

Der **amtierende Vorsitzende**: Vielen Dank für Ihre Ausführungen und nun Frau Lugger zu den Fragen von Herrn Sattelberger.

Beatrice Lugger (Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation (NaWik)): Vielen Dank für diese Fragen. Ich steige mit der Frage zur Diskreditierung durch Hierarchien ein. Was in unseren Seminaren von vielen Teilnehmenden genannt wird, ist, dass ihre Vorgesetzten sagen: Wenn du Zeit für Wissenschaftskommunikation hast, dann bist du wohl nicht so sehr an deiner Forschung interessiert. Beziehungsweise haben sie bei uns etwas gelernt und kommunizieren uns später zurück, dass sie sozusagen von ihren Vorgesetzten wieder eingefangen wurden: Sie dürfen jetzt nicht einfach mit dieser Wissenschaftskommunikation loslegen. Also auch so eine Art von Kontrollfunktion, die dort gegeben ist.

Es gibt auch internationale Umfragen, wo im Querschnitt zum Beispiel 75 Prozent der Nachwuchsforschenden sagen, dass Wissenschaftskommunikation in ihre Karriere einzahlt. In Deutschland sind wir nur bei 50 Prozent. Wir sind dort hinten dran.

Natürlich ist ein ganz zentraler Faktor – das hat gar nichts mit Hierarchie zu tun, das ist einfach unser System Wissenschaft selbst –, die Forschenden sind in einer unglaublichen

Zeitenge eingepfercht. Tophema ist wissenschaftliche Publikation; publizieren, publizieren. Dazu haben sie dann noch administrative Tätigkeiten. Sie sind vielleicht auch noch in der Ausbildung integriert. Sie begutachten andere Dinge, Peer-Review-Prozesse usw., da bleibt einfach auf dieser ganzen Liste keine Zeit und kein Geld für das Thema „Kommunikation“. Dafür ist auch eigentlich keine Zeit und Geld konkret vorgesehen. Es gibt keinen Ressourcentopf, der dafür zur Verfügung steht.

Jetzt komme ich zum Thema Credits/Anreize. Genau das ist es: Zeit hierfür in der Fortbildung vorzusehen und als integralen Bestandteil der Ausbildung bzw. es standardisiert in den graduierten Kollegs vorzusehen, damit es etabliert wird.

Sehr gut finde ich auch den Ansatz, dass ein bestimmter Anteil in Forschungsprojekten, der noch nicht näher definiert ist, in die Forschungskommunikation fließt.

Damit haben interessierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die Kommunikation betreiben wollen, das entsprechende Budget zur Verfügung. Innerhalb der jeweiligen Forschungsgruppe ist ein Zeitkontingent vorgesehen und etabliert. Das schafft Freiräume.

Was die Anerkennung von Credits/Anreizen angeht, ist es sehr schwierig, am Ende Äpfel mit Birnen zu vergleichen, denn Kommunikation ist divers. Es fehlen derzeit noch Evaluationsmechanismen, wie wir bewerten können, was das jeweilige Engagement in Wissenschaftskommunikation Wert ist, was jemand beigetragen hat, während bei wissenschaftlichen Publikationen der Wert sehr schnell gemessen werden kann. Hier ist die Messbarkeit tatsächlich noch ein Problem. Deswegen brauchen wir die Wissenschaftskommunikationsforschung ganz intensiv, das ist sehr wichtig.

Perspektivisch wünsche ich mir, dass Kommunikation zum Berufsbild Wissenschaftlerin/Wissenschaftler demnächst dazu gehört und dass es ein ganz zentraler Bestandteil ist.

Sie hatten die zweite Frage gestellt, wer dort



schulen sollte. Das ist tatsächlich ein schwieriger Punkt. Herr Alt hat genannt, dass er es sich curricular vorstellt. Wir haben aber einen föderalen Staat. Das heißt, was in den Hochschulen gelehrt wird, ist Ländersache. Das wird man also nicht so einfach in die Studiengänge hineinbekommen. Immerhin gibt es den einen oder anderen Studiengang, der schon Wissenschaftskommunikation integriert und damit sehr gute Erfahrungen macht. Davon kann man in jedem Fall lernen und sich etwas anschauen, auf jeden Fall in der zweiten Stufe, in den Graduiertenkollegs. Da wird immer öfter das Thema aufgerufen und sollte standardisiert sein.

Ich habe noch einen sehr basalen Ansatz: Es gibt sehr gut aufgebaute Kommunikationsabteilungen an den Forschungseinrichtungen. Die könnten ihren Forschenden mit verschiedenen Handreichungen unter die Arme greifen, vielleicht auch mit internen Schulungen. Das muss nicht alles das NaWik machen. Wir können das nämlich gar nicht leisten. Wir können nicht überall mitwirken. Deswegen sind diese Ansätze sehr bemerkenswert. Ich verweise zum Beispiel auf die TU Braunschweig, die ganz tolle Pakete und Hintergrundmaterialien hinterlegt hat, auch für die Forschenden.

Tatsächlich scheitern wir an der Skalierbarkeit, was ich gerade genannt habe. Wir haben schon ein E-Learning und denken darüber nach, als NaWik noch mehr E-Learning-Module aufzubauen, die wir dann potentiell für Hochschulen zu einem niedrighschwelligem Preis anbieten können. Mit einem Train-the-Trainer würden wir dann additiv zum E-Learning, das ja schon gewisse Qualitätsstandards sichert, vor Ort in Präsenzform nochmal die Themen vertiefen. Das wäre ein potentieller Weg.

Ich möchte nur noch eins sagen. Wir sind nicht vom BMBF gefördert. Wir haben zum Glück eine bislang sehr gute, dauerhafte Finanzierungszusage von der Klaus Tschira Stiftung und vom Karlsruher Institut für Technologie. Das heißt, es sind andere Akteure, die hier am Werk sind und die Aktivitäten, die wir betreiben, unterstützen. Es wäre gut, wenn man hier auch nochmal mehr zusammenführen könnte, von dem, was vom BMBF gemacht wird und was von den Stiftungsinitiativen ausgeht.

Der **amtierende Vorsitzende**: Vielen Dank, Frau Lugger. Der Staatssekretär hat das sehr wohl zur Kenntnis genommen. Nun sind zwei Fragen an Sie gestellt worden, Frau Dr. Ober, von Frau Dr. Sitte.

Dr. Steffi Ober (VDW e.V.): Herzlichen Dank. Ich beginne gleich mit der zweiten Frage, weil das sehr gut an das Vorangehende anschließt. Wie ist denn die Situation der Doktorandinnen und Doktoranden in diesen transdisziplinären Projekten, nämlich derjenigen, die meistens dafür verantwortlich sind, dass die Wissenschaftskommunikation, dass der Austausch mit den Stakeholdern gelingt. Wir sind Projektpartner in mehreren BMBF-Projekten zur gesellschaftlichen Transformation Energiewende und von Reallaboren vom Wirtschaftsministerium. Deswegen spreche ich aus unserer Erfahrung. Wir sehen bei vielen Doktorandinnen und Doktoranden, dass sie mit null Wissen über Stakeholder-Kommunikation in die Projekte kommen. Wir machen dann quasi die Weiterbildung mit diesen Doktorandinnen und Doktoranden, wie ich zielgruppenorientiert kommuniziere, welche Formate des Austauschs es gibt.

Wir sehen in den Doktorandenseminaren, die stattfinden, ist dieser transdisziplinäre Diskurs nicht vorgesehen. Das ist dort kein Inhalt. Wir wissen aus den Statistiken, aus den Erfahrungen und aus den Auswertungen von transdisziplinären Projekten im BMBF, dass es ein Trade-off gibt. Entweder schaffen die Doktorandinnen und Doktoranden es, viele gute Publikationen zu verfassen und ihre Promotion in der Zeit fertig zu bekommen, oder sie machen auf der anderen Seite einen guten transdisziplinären Diskurs und schaffen auch die Politik- und Gesellschaftsberatung. Aber dann leidet die wissenschaftliche Seite. Genau deswegen brauchen wir zum einen mehr Zeit, zum anderen mehr Ressourcen, damit es keinen Trade-off mehr für die Wissenschaftler bleibt, sondern beides gemeinsam geht und dass man auch darüber nachdenkt, dass diese Wissenschaftskommunikation als Credit mit aufgenommen wird und jenseits von der wissenschaftlichen Publikation zum einen, für die Promotion zum anderen, auch für die wissenschaftliche Karriere mit dazu zählt.



Wir sehen es bei vielen anderen Evaluationen von außeruniversitären Einrichtungen. Auch dort haben wir immer den Trade-off zwischen gesellschaftlicher und Politikkommunikation auf der einen Seite und Publikationen auf der anderen Seite. Da müssen wir noch besser werden, noch bessere Lösungen finden.

Der zweite Punkt ist, Wissenschaftskommunikation zu befördern, so wie jedes Projekt gefördert wird. Wir brauchen aber auch Leute, die es rezipieren wollen. Wer will das denn wissen? Die einen kommunizieren ohne Ende, aber wir brauchen auch einen Resonanzraum. Dieser Resonanzraum muss erweitert werden. Auch daran müssen wir denken. Es muss die Leute erreichen, die damit zu tun haben, damit die Wissenschaftskommunikation überhaupt aufgenommen und angenommen wird. Es reicht nicht, was jetzt an Wissenschaftskommunikation vorgesehen wird. Es gibt eine Homepage, es gibt einen Flyer. Die Homepage ist nach zwei, drei Jahren auch wieder weg, weil es projektbezogen ist. Es gibt „Deliverables“ und Politikempfehlungen, die irgendwo abgegeben werden. Aber dieser eigentliche Transfer, der Austausch mit einer Zielgruppe, der fällt meistens am Projektende irgendwo hinten herunter. Und das kann es nicht sein. Das müssen wir in der Wissenschaftskommunikation mit geeigneten Methoden und Ressourcen sicherstellen, dass wir einen Resonanzraum erreichen und dass wir mit Wissenschaftskommunikation was bewirken. Der Impact fehlt in dieser ganzen Diskussion.

Wir haben mit der Wissenschaftskommunikation quasi den Output, aber brauchen auch den Impact auf der anderen Seite. Was wird denn damit bewirkt? Was haben wir denn damit erreicht? Wie haben wir die Demokratie gestärkt, weil die Leute kompetenter sind, mehr Wissen und besser entscheiden können. Das fehlt mir noch ganz entschieden.

Wenn es um Citizen Sciences oder Reallabore geht, das sind ja alte Hüte. Ja, das mag sein. Aber sie sind auch nicht unumstritten. Wir haben das in einer Nacht- und Nebelaktion im letzten Haushaltsausschuss gesehen. Da wurden einfach mal die Mittel für Reallabore um die Hälfte gekürzt.

Wir machen in diesen BMWi-Projekten den Austausch zwischen dem Bundesverband der Deutschen Industrie, der Arbeiterwohlfahrt, den Naturschutzverbänden, Wissensaftrinnen und Wissenschaftlern zum Beispiel darüber, wie ein sozialgerechter CO₂-Preis verhandelt werden kann. Das sind doch relevante Fragen, die die Menschen betreffen, wo wir auch ganz andere Zielgruppen erreichen als nur durch Wissenschaftskommunikation, wenn wir das mit der Arbeiterwohlfahrt, mit dem Deutschen Roten Kreuz und mit der Parität diskutieren. Ich glaube, hier muss dringend nachgesteuert werden, dass diese wissenschaftsferneren – nicht bildungsferne – Kreise auch erreicht werden, indem sie mit ihren Themen abgeholt werden.

Das bringt mich zum letzten Punkt. Wir haben zum Beispiel eine acatech, eine Akademie zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, wo sich diese beiden Partner hinsetzen und sagen, was die gemeinsamen Fragen und Positionen sind, wie das gemeinsam entwickelt werden kann. Dafür haben wir diesen Ort, wo wir uns treffen. Es gibt aber keinen Ort, an dem sich institutionalisiert gesellschaftliche Kräfte, Interessenverbände, Organisationen gemeinsam mit der Wissenschaft treffen. Das haben wir nicht. Ein Pendant für acatech gibt es auf dieser Seite nicht. Das wäre etwas Innovatives zu sagen: Da haben wir einen Ort, so etwas wie eine Akademie oder eine Bürgerwissenschaftenakademie, wo sich die entsprechenden Interessenten mit der Wissenschaft zusammen für eine gemeinsame Fragestellung und gemeinsame Lösungsansätze überhaupt erstmal versammeln können. Vielen Dank.

Der **amtierende Vorsitzende**: Danke, Frau Ober. Herr Stollorz, Sie haben jetzt die Fragen von Herrn Jongen und Frau Christmann.

Volker Stollorz (Science Media Center Germany): Ich möchte gerne mit der Frage von Frau Christmann anfangen: Darf der Staat unabhängigen Journalismus fördern oder nicht? Das ist eine Kernfrage. Die Sorge, dass dabei Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit leiden, ist berechtigt. Der Grund, warum der Verband der Wissenschaftsjournalisten eine Stiftung speziell für Wissenschaftsjournalismus im Sinne einer Verbrauchsstiftung vorschlägt, ist ja, dass Ressourcen freigesetzt werden, die unter einer



klugen Governance in experimentellen Projekten – sie sprachen die neuen Wege an, es geht ja nicht darum, das Alte stehen zu lassen – neue Wege gehen und neue Publika mit neuen medialen Angeboten erreichen. Das wäre möglich, wenn die Unabhängigkeitserklärung des Geldgebers und damit des Staates in der Governance einer solchen Einrichtung sichergestellt ist. Das ist genau der Clou unseres Vorschlages. Und ganz ehrlich, in der Freiheit der Wissenschaft und in der Förderung der unabhängigen Grundlagenforschung ist genau das vorgegeben.

Das passiert jeden Tag im Max-Planck-Institut oder wo auch immer, wo der Staat für unabhängige Forschung Geld gibt, und dort hoffentlich, glauben wir jedenfalls als Journalisten, nicht in unabhängige und autonome Forschung eingreift. Es gab in der Moderne einen langen Machkampf, in dem diese Freiheit der Forschung erkämpft wurde.

Das gleiche gilt auch für den Wissenschaftsjournalismus. Ich würde dafür plädieren, dass der Wissenschaftsjournalismus ein geeignetes Feld für die Politik wäre – dieser kleine Spezialbereich des Journalismus, der wie wir alle jeden Tag in der Zeitung lesen, immer wichtiger wird –, auf dem erprobt werden könnte, wie Experimente und Transformationshilfen für den künftigen Journalismus sichergestellt werden können: Experimente, Ausprobieren und den neuen Institutionen auch mal Zeit geben, zu erproben, wie und ob und unter welchen Umständen sie ihr Publikum erreichen können.

Das Science Media Center wurde 2012 konzipiert. Es ist 2015 inauguriert worden. Jetzt haben wir 2020, das heißt, es hat eine achtjährige Geschichte. Heute stehe ich mit dem guten Gefühl vor ihnen, in der Corona-Krise das Publikum, das wir erreichen wollen und auch erreicht haben, den Journalismus in ganz Deutschland in allen Medien mit der Expertise aus der Wissenschaft zu versorgen, und kann sagen: Ja, wir haben Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit dokumentiert, obwohl wir Förderer haben, die uns die Mittel dafür geben.

Das Plädoyer ist, eher nicht Überlebenshilfe für eine aussterbende Art, sondern Mut zu geben, neue Wege zu gehen, neue experimentelle Verfahren im Journalismus über Wissenschaft zu

erproben. Daran arbeiten viele Profis mit vielen guten Ideen. Es erfordert Mut, eine günstige Governance und – das ist existenziell – eine Unabhängigkeitserklärung für eine solche Stiftung. Wenn diese nicht erteilt werden kann, dann darf man dieses nicht fördern. Es wäre aber vorstellbar, dass man zum Beispiel mehrere Akteure in so einer Stiftung bündelt, wenn diese bereit wären, dort Mittel einzuzahlen.

Insofern habe ich in meiner Stellungnahme ein bisschen ausgeführt, dass man dieses Modell finden kann. Es liegt ebenfalls ein Eckpunktepapier vom Verband der Wissenschaftsjournalisten vor. Wenn die Politik den Mut hätte, diesen sehr wichtigen Kernbereich von Journalismus sozusagen experimentell zu erproben, dann könnte das möglicherweise später einmal ein Modell für die gesamte Transformation von Journalismus sein. Denn wir haben bisher noch keine kluge Antwort darauf, wie der Erlös der Modelle künftig aussehen soll.

Das wäre sozusagen mein Plädoyer, Förderung für Experimente unter Unabhängigkeitserklärung, die die Politik geben müsste. Wenn sie das nicht kann, darf sie das auch nicht machen. Das macht keinen Sinn. Dann wäre die Glaubwürdigkeit und die Unabhängigkeit einer solchen Einrichtung nicht gewährleistet.

Die Frage von Herrn Jongen war so ein bisschen die Sorge, wie es mit der Politisierung der Wissenschaft oder der honest Broker, der ehrlichen Makler, die Sie angesprochen haben, aussieht.

Sie wissen genauso gut wie ich, dass der Machtkampf zwischen der Wissenschaft und den Mächtigen über die Jahrhunderte dazu geführt hat, dass die Wissenschaft autonome Freiräume erobert und erkämpft hat, und zwar im Interesse der Gesellschaft und der Bürger dieses Staates.

Insofern gibt es viele Governancemodelle, die die unabhängige Forschung und die Grundlagenforschung in Freiheit nach Artikel 5 GG sicherstellen sollen und auch sicherstellen können. Auch wenn es vielleicht temporär in einzelnen Bereichen immer wieder Diskussionen geben kann, ob die Politik zu viel steuert, ist mein Plädoyer als Journalist ganz klar: Die Wissenschaft muss frei und unabhängig forschen können, unabhängig von der Politik



forschen dürfen. Die Staaten, die das vergessen, zahlen dafür einen sehr hohen Preis, weil sie nicht mehr mit dem Wissen versorgt werden, das man heute in einer modernen funktionalen Gesellschaft braucht.

Ich gehe noch kurz auf die Sache mit dem informierten Bürger ein. Da ist das Problem, dass der sogenannte informierte Bürger sich natürlich trotz aller Wissenschaftskommunikation nicht in allen Belangen der Wissenschaft jemals so kompetent machen kann, dass er alles verstehen kann, was Forscher erforschen. Das ist schlicht und einfach eine Illusion. Der hängen viele an, aber das wird nicht funktionieren. Da müssen Mechanismen wie Journalismus, Kontrolle, Parlamente greifen, die sicherstellen, dass dort nichts passiert, was nicht legal ist. Das kann der informierte Bürger allein nicht leisten.

Was er leisten kann, ist, ein informiertes Vertrauen in Wissenschaft zu entwickeln. Informiertes Vertrauen kann der Laie dann entwickeln, wenn drei Bedingungen der Forschung und auch des Journalismus letztendlich erfüllt sind.

Das Erste ist, es muss kompetent gemacht werden. Die Wissenschaft ist fachliche Exzellenz. Wenn sie das nicht ist, haben wir ein Problem. Sie muss integer sein. Wenn die Forschung nicht integer ist, also wenn sie von Interessen beeinflusst wird, die praktisch teilweise von US-Präsidenten irgendwie reindiffundiert werden – mach mal das und mach mal das – dann ist sie nicht mehr integer, weil sie nicht unabhängig ist. Sie muss gemeinwohlorientiert sein. Forschung, die nicht gemeinwohlorientiert ist, ist im Blick des Bürgers nicht vertrauenswürdig.

Wenn der Bürger nicht ohne Weiteres alles verstehen kann, was die Forscher erforschen und er vertrauen muss, dann kann dieses Vertrauen sehr leicht und genau dann erschüttert werden, wenn er nicht genau weiß, wie es mit der Klimaforschung im speziellen geht. Wenn dann Populisten oder Desinformationskanäle – in den USA mittlerweile vom Präsidenten – hergestellt werden, dann haben wir eine große Gefahr für die Demokratie, denn dann wird Desinformation in die Gesellschaft über digitale Kanäle gespült, die der gemeine Bürger nicht beurteilen kann, weil er kein fachlich kompetentes Urteil darüber fällen

kann, ob es einen Klimawandel gibt oder nicht.

Ohne die Wissenschaft wüssten wir gar nicht, dass ein Klimawandel existiert. Dank Wissenschaft wissen wir, dass der Klimawandel existiert und können politisch darauf reagieren. Dass es dabei zu extremen Wertkonflikten führt, die in der Politik verhandelt werden müssen, ist völlig unbestritten. Aber das ist ein Konsens der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Dank wissenschaftlicher Forschung, und zwar unabhängiger Forschung, ist überhaupt bekannt, dass die Menschheit das Klima in massiver Form verändert und nachfolgende Generationen daran schwer zu leiden haben, wenn wir jetzt nicht gegensteuern. Das ist nur dann zu bezweifeln, wenn man Wissenschaft per se bezweifelt. Dafür gibt es auch in der Klimaforschung keinen Hinweis.

Der **amtierende Vorsitzende**: Danke schön, Herr Stollorz. Als letzten in dieser ersten Runde darf ich Herrn Dr. Martin Wiarda bitten, die Frage von Stefan Kaumann zu beantworten.

Dr. Jan-Martin Wiarda (Wissenschafts- und Bildungsjournalist): Die Frage von Stefan Kaufmann war nach der Governance oder nach der Möglichkeit einer solchen Stiftung, wie sie unabhängig funktionieren kann. Das ist schon ein bisschen angesprochen worden, Frau Christmann hatte auch danach gefragt, aber es ist natürlich eine ganz zentrale Frage. Man darf es sich in der Beantwortung als Fordernder nicht so einfach machen und sagen, es geht dann schon irgendwie. Wir sehen auch an anderen Beispielen, wo neue Formen von Agenturen auf den Weg gebracht werden, die einen hohen Grad der Unabhängigkeit haben sollen, wie schwer sich tatsächlich der Staat und die Administration tut, an der Stelle Unabhängigkeit zu gewähren.

Und wir sehen auch, dass es Rechnungshöfe gibt und alle anderen, die auch noch dabei sitzen. Wenn dann für irgendeine Stiftung mit Steuergeldern eine Zustiftung gemacht wird, dann kommt nochmal die Frage: Ja Moment, wie ist das jetzt eigentlich? Das sind doch Steuergelder, da muss es doch irgendeine Form von Accountability geben. Insofern darf man das nicht einfach so wegwischen – das tut auch keiner – nach dem Motto, so ist alles ganz einfach. Das darf uns aber nicht davon abhalten,



diese Debatte zu führen.

Es gibt tatsächlich ein Stück weit Analogien. Ich würde jedoch weniger sagen, dass die Max-Planck-Gesellschaft eine Analogie ist, sondern dass eher die DFG eine Analogie ist, weil es darum geht, dass dort Fördergelder vergeben werden. Die Stiftung würde ja nicht selber Journalismus betreiben.

Was kann man von der Governance lernen? Ich würde zum einen sagen, die Vergabe von solchen Mitteln müsste durch ein unabhängiges Gremium, unabhängige Gremien laufen, in denen Journalistinnen und Journalisten sowie vielleicht Medienwissenschaftlerinnen und Medienwissenschaftler sitzen, aber keine Politiker und Politikerinnen und auch keine Zivilgesellschaft.

Dann gibt es aber noch ein Zweites. Es muss in irgendeiner Form ein Aufsichtsgremium geben. Darin sehe ich neben Journalistinnen und Journalisten, Medienwissenschaftlerinnen und Medienwissenschaftlern sehr wohl auch eine Rolle für die Politik und auch eine Rolle für die Zivilgesellschaft. Das darf aber nicht ausarten. Das darf dann nicht so werden, wie wir es in den Rundfunkräten haben. Aber natürlich ist es auch illusorisch zu denken, dass man einfach als Staat Geld in die Stiftung reinschießt und dann sagt: Macht damit was ihr wollt, es ist uns egal. Es muss eine Rückbindung geben.

Man kann auf der einen Seite die Vergabe unabhängig gestalten und im Aufsichtsgremium muss auf der anderen Seite die Politik eine Rolle haben. Diese Politik muss sich sehr zurückhalten, sie muss mit klaren Regeln gestaltet sein. Das ist möglich, aber es ist nicht einfach.

Ich sehe nicht ein, warum man sich dann nicht auf diesen Versuch einlassen würde. Weil es zu komplex ist? Die Politik muss sich selbst beschränken. Herr Stollorz sprach von einer Unabhängigkeitserklärung: Wir halten uns da raus. Aber es ist illusorisch zu denken, dass die Politik sich völlig raushalten kann, wenn es um Steuergelder geht. Mit diesem Spannungsfeld muss man umgehen. Wir sind in der Debatte soweit, dass wir in der Lage sind, das zu tun.

Eine Anmerkung noch: Was ich an dieser Debatte eher problematisch finde, auch an dem Vorschlag,

den ich mache, ist, wenn das jetzt der Wissenschaftsbereich macht, dann könnte auch jeder Politikbereich auf die Idee kommen, eine Stiftung für den Ressortbereich des jeweiligen Ministeriums zu gründen. Wir haben zu wenig Journalisten, die über soziale Themen berichten. Wir haben zu wenig Kulturjournalisten und Sportjournalisten. Machen wir doch überall eine eigene Stiftung.

Das Thema ist nicht ganz einfach von der Hand zu weisen. Warum Wissenschaftsjournalismus, warum manch andere Bereiche nicht? Wir als Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten sind der Meinung, es gibt kein anderes vergleichbar wichtiges Gebiet. Das werden andere anders sehen. Diese Debatte muss geführt werden. Das ist etwas, wo ich ehrlicherweise die größten Probleme bei diesem Vorschlag sehe. Dass dann eine Relativierung von nicht wissenschaftsaffinen Leuten hereinkommen kann, die fragen, warum gerade in der Wissenschaft. Das ist eine interessante Debatte.

Meine Fragestellung, ob man nicht grundsätzlich über einen Einstieg in eine Stiftung für die Förderung von Journalismus in irgendeiner Form nachdenken sollte und das nicht nur auf den Wissenschaftsjournalismus, erweckt vielleicht den Eindruck, dass ich das selber so fordere, aber diese Debatte müssen wir auch an dieser Stelle führen.

Der amtierende Vorsitzende: Ja, mit diesen Worten von Herrn Dr. Wiarda schließt die erste Runde. Wir treten gleich in die zweite Runde ein. Ich darf mal ganz kurz vorlesen, wer sich alles zu Wort gemeldet hat. Wir werden zunächst nach der Reihe der Fraktionen vorgehen. Das wäre Albert Rupprecht, Stephan Albani, Katrin Staffell, Herr Kaczmarek, Herr Rossmann, Herr Frömming, Herr Heidt, Frau Dr. Sitte und Frau Dr. Christmann.

Ich möchte Sie bitten, wir haben jetzt noch eine dreiviertel Stunde Zeit, die Fragen möglichst unter zwei Minuten zu stellen, damit wir noch die entsprechende Zeit für die Antworten finden. Das heißt also, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe verehrte Wissenschaftler, die dann noch die Fragen beantworten, bitte kurze Fragen und entsprechend kurze Antworten. Albert Rupprecht bitte.



Abg. **Albert Rupprecht** (CDU/CSU): Zunächst danke für die vielen Aspekte, Ideen und Anregungen. Die große Kunst ist letztendlich, das zu verdichten auf die Maßnahmen, die den größten Impact haben, die eine Dynamik erzeugen. Ich möchte zwei Themen vertiefen, wohlwissend, dass vieles schon gesagt wurde, aber letztendlich muss es sozusagen so verdichtet werden, dass man es auch anwenden kann und in die Umsetzungsreihenfolge läuft.

Die erste Frage richtet sich an Herrn Wiarda. Meine Beobachtung ist seit 18 Jahren Deutscher Bundestag, dass die Bevölkerung immer stärker orientierungslos ist. Die Flut der Information, die Komplexität der Themen nimmt zu. Im Grunde genommen will ein Teil der Bevölkerung einfach seinen Frieden und seine Ruhe, weil vieles nicht mehr verarbeitet werden kann.

Wissenschaft funktioniert diametral anders, vertieft in komplexen Systemen Sachen auch in Ruhe herauszuarbeiten. Deswegen noch einmal die Frage, alles was wir jetzt diskutiert haben muss ja letztendlich der Journalist transportieren. Wie bekommen Sie den Spannungsbogen in diesem Spannungsfeld zwischen dem Anspruch der Wissenschaftskommunikation und andererseits dem, die Bevölkerung so zu nehmen, wie sie ist, hin?

Aus diesen vielen Vorschlägen noch einmal die Frage: Was wäre für den Akteur des Journalisten bei den Rahmenbedingungen das entscheidende? Ich könnte aus 18 Jahren viele Erlebnisse berichten, die ich mit Wissenschaftsjournalisten hatte und ich sage, da war vieles ziemlich Ungutes dabei. Da stimmt irgendwas nicht mehr richtig.

Zweiter Punkt, Frau Boetius. Bei den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, bei der Paktverlängerung wäre eines der zentralen Themen für uns als Unionsfraktion der Transfer. Kommunikation ist nur ein Teil dieses Transferaspektes, auf den wir uns heute konzentrieren. Wir haben außerordentlich darum gerungen, dass es eine neue Bedeutung bekommt, aber wir wollten vermeiden, dass irgendwann formalistisch mit irgendwelchen Berichtswesen, wo irgendwelche Indikatoren abgebildet sind, irgendein Assistent irgendwas zusammenschreibt,

im Grunde genommen keine kulturelle Weiterentwicklung entsteht. Deswegen war unser Ansatzpunkt zu sagen, es muss zur Kultur der Max-Planck-, der Helmholtz-Gemeinschaft usw. passen. Es muss aus der eigenen Kultur eine Weiterentwicklung entstehen.

Sie haben mehrere Punkte genannt, Anreizsysteme usw. Aber was heißt das letztendlich im Konkreten? Was heißt das im Jahr 2020, wenn wir mit dem Präsident der Außeruniversitären die Überprüfung dieser Umsetzung und die Weiterentwicklung dieser Umsetzung angehen? Was heißt das im Konkreten bei den Größen, die Sie angesprochen haben, angewandt an das konkrete Anwendungsbeispiel außeruniversitärer Forschungseinrichtungen im Pakt für Forschung und Innovation?

Der amtierende Vorsitzende: Freunde, es hilft nichts, wenn wir jeder zwei bis drei Minuten Fragen stellen. Dann ist es zwölf Uhr und dann haben wir für die Antworten keine Zeit mehr. Deswegen Stephan, mach eine Minute, keine Vorrede.

Abg. **Stephan Albani** (CDU/CSU): Wenn wir über Wissenschaftskommunikation reden, dann reden wir über drei Ebenen. Das eine ist die Kommunikation in der Wissenschaft selbst, die Kommunikation aus der Wissenschaft heraus und die Kommunikation über die Wissenschaft. Jede dieser Ebenen hat eigene Spielregeln, eigene Rahmenbedingungen, Schwächen, Stärken. Wenn auf der Ebene der Kommunikation in der Wissenschaft – Arbeitshypothese, Verifikation, Valsifikation –, der Diskurs letzten Endes immanent ist, und, wenn er aus der Wissenschaft herauskommuniziert wird, dann zu Lernkurven, also auch zur Veränderung von Auffassungen, führt, führt dies auf der dritten Ebene, also der Kommunikation über die Wissenschaft, häufig zum Umfallen und zu Unsicherheiten und Ähnlichem.

Frau Boetius, die Frage ist: Inwiefern können wir die Einigkeit über die Tatsache, dass mehr qualitative Kommunikation notwendig ist, sicherstellen, so dass diese erste Ebene, nämlich die Kommunikation in der Wissenschaft, geschützt bleibt? Weil ich glaube, dieses in die Kommunikation nach außen gestellt, führt in unmittelbarer Form zu Schwierigkeiten und im



schlimmsten Fall sogar zur Beeinflussung der Wissenschaft, diesen Diskurs zu vermeiden, um am Ende nicht in eine Position gedrängt zu werden nach dem Motto: Die fallen um, was haben sie gestern erzählt oder dergleichen mehr, um damit sozusagen etwas glatt zu bügeln.

Herr Wiarda, die zweite Frage: Wie kann sichergestellt werden, dass eine finanzielle Unterstützung nicht zur Loslösung von den üblichen Erfolgsfaktoren Reichweite, Interesse, Wahrnehmung und Ähnlichem führt und andererseits Unabhängigkeit nicht zur Nutzung der üblichen Mechanismen innerhalb des Journalismus führt, nämlich dazu, Spektakuläres zu verstärken, weil es sich leichter kommunizieren lässt?

Abg. **Katrin Staffler** (CDU/CSU): Dankeschön. Frau Professorin Boetius, sehr gute Kommunikation läuft nicht nebenher. Sie haben dort einiges ausgeführt, was praktisch zu der Kommunikation dazu noch getan werden muss.

Ich möchte ergänzen. Aus meine Sicht braucht es auch ein umfassendes Monitoring. Wir brauchen Frühwarnsysteme, welche Themen hochkommen. Wir brauchen auch eine Möglichkeit, wo sich verunsicherte Bürger hinwenden können. Ich glaube nicht, dass das die Wissenschaft in diesem vollen Umfang ausführen kann.

Deswegen würde ich meine Frage an Herrn Dr. Brandt richten, der zu einer Einrichtung gehört, die eigentlich genau das tut. Ich meine mich auch zu erinnern, Sie haben einmal erzählt, dass Sie so ein bisschen in die Richtung Frühwarnsystem, Monitoring, was sind eigentlich die Themen, die momentan relevant sind, arbeiten. Meine Frage an Sie: Wie kann man so proaktive Kommunikation auch in Einrichtungen wie der Ihrigen umsetzen? Was brauchen wir noch viel mehr, um dort auch wirklich umfassend eine gute Kommunikation leisten zu können? Danke.

Abg. **Oliver Kaczmarek** (SPD): Vielen Dank Herr Vorsitzender und vielen Dank an die Sachverständigen für die außerordentlich spannende Diskussion. Ich möchte noch einmal auf den Aspekt Kommunikation über Wissenschaft kommen. Meine Frage geht an Herrn Stollorz und Herrn Wiarda. Einige Redner haben gesagt, dass mit der Coronakrise sozusagen die Bedeutung von Wissenschaftskommunikation

nochmal deutlich geworden ist. Ich glaube, dass das schon ehrlich gesagt in der Klimadebatte deutlich geworden ist, bis hin zu der Frage, dass man sich auch völlig absetzen kann von eigentlich entschiedenen wissenschaftlichen Debatten und dem Ignorieren davon, dass bestimmte Debatten entschieden sind.

Das, was wir gerade erleben mit der BILD-Zeitung und Herrn Drostens, das ist nochmal eine andere Dimension. Das ist nämlich Kritik an der Wissenschaft mit unwissenschaftlichen Methoden. Also wer redet wie über wen. Eigentlich sind wir jetzt schon so weit, wer könnte wie über wen geredet haben. Und das breiten wir jetzt mal alles aus. Ich will sie nicht dazu verleiten, die Arbeit von Journalisten und Journalistinnen zu bewerten. Ich will nur sagen, ich glaube das löst Erkenntnisgewinne auf. Das löst am Ende Orientierung für die Menschen auf. Und meine Frage ist: Welche Form der Regeln, in dem Falle wahrscheinlich Selbstverpflichtungen, für alle Journalisten und Journalistinnen brauchen wir für die Kommunikation über Wissenschaft und wie können wir dafür sorgen, dass die auch eingehalten werden?

Abg. **Dr. Ernst Dieter Rossmann**(SPD): Herr Alt, Sie haben eine Stellungnahme im März abgegeben. Die haben Sie jetzt erweitert in drei Punkten, Work in Progress.

Meine Frage: Ist von der Hochschulrektorenkonferenz ein Konzept mit Leitsätzen und Selbstverpflichtungen zu erwarten, dass das Thema Wissenschaftskommunikation adressiert oder woran scheitert das?

Die Frage an Frau Lugger: Die Koalitionsfraktionen haben in ihrem Antrag eine Ziffer 5, wo der Wissenschaftsrat um eine Bestandsaufnahme zur Situation der Wissenschaftskommunikation gebeten werden soll. Wie sehen Sie den Status, was einen solchen Gesamtbericht angeht? Gibt es den schon oder könnte das auch für die weitere politischen Entwicklung hilfreich sein, einen zwei- oder dreijährigen Bericht und Evaluationsbericht von welcher Adresse zu bekommen?

Abg. **Dr. Götz Frömming** (AfD): Vielen Dank, Herr Vorsitzender. Ich möchte eine Frage in zwei Teilen adressieren. Zum einen an Herrn Professor



Alt und auch an die Bundesregierung. Ich glaube, es ist im Gespräch deutlich geworden, dass Wissenschaftskommunikation und Freiheit untrennbar zusammen hängen. Ohne Freiheit der Wissenschaft und Forschung selbst, aber auch ohne Meinungsfreiheit kann es keine gelingende Wissenschaftskommunikation geben.

Zu Beginn der Corona-Krise haben wir gesehen, wie in China Berichte von Ärzten und Wissenschaftlern zensiert und gelöscht worden sind. Es war übrigens die Netzgemeinde, es waren Blogger, die diese Nachrichten in andere Sprachen übersetzt haben, dass sie dann überhaupt gelesen werden konnten.

Ich möchte Herrn Professor Alt fragen: Wie bewerten Sie in diesem Zusammenhang den Ausbau der Zusammenarbeit mit China insbesondere die Konfuzius-Institute, den Ausbau der Konfuzius-Stipendien? Es gibt dazu eine anhaltende kritische Berichterstattung, insbesondere zur FU, der sie ja früher vorstanden. Es soll Verträge gegeben haben, wo auf deutschem Boden chinesisches Recht eingehalten werden soll usw.

Die Bundesregierung, das BMBF bewirbt diese Stipendien auf ihrer Seite. Wie bewerten Sie diese Zusammenarbeit?

Der **amtierende Vorsitzende**: Kollege Frömming, das mit der Bundesregierung müssen wir auf den Ausschuss verschieben. Dann dürfen wir fortfahren mit Peter Heidt von der FDP.

Abg. **Peter Heidt** (FDP): Ja, vielen Dank. Die Freien Demokraten haben mit ihrem Antrag unter anderem die Initiative „Haus der kleinen Forscher“ angesprochen und dort gefordert, das dauerhaft abzusichern und weiter auszubauen. Nach unserer Auffassung muss Wissenschaftskommunikation auch schon im Kita- und Grundschulbereich beginnen und im Ergebnis für die Menschen alltäglich werden.

Herr Dr. Stefan Brandt an Sie die Frage: Wir verzeichnen ja positiv, dass Wissenschaftskommunikation in den letzten Monaten durchaus einen Schritt nach vorne gemacht hat, auch, dass Wissenschaftler in umfassender Weise ins Rampenlicht der Öffentlichkeit treten konnten, gerade auch durch neue Netzwerke. Man kann allerdings auch sagen,

die Wissenschaftskommunikation ist jahrelang bewusst oder unbewusst durch die Medien vielleicht sogar unterbunden worden, weil Themen gerade nicht ins Bild gepasst haben. Deshalb müssten in dieser Hinsicht unsere Universitäten vielmehr physisch gestärkt werden, auch vor allem eine moderne Medienkompetenz erworben werden, gerade in Verbindung mit freier Lehre, Forschung, Experimentierräumen, Anschubfinanzierung für Sprunginnovationen.

Und an Herrn Professor Dr. Gerald Haug: Die Zahl der Kommunikationskanäle hat sich multipliziert, Zielgruppen haben sich sehr stark fragmentiert, während die vermittelnden Botschaften zugespitzter und schneller geworden sind. In den sozialen Medien sind neben den etablierten journalistischen Medien neue Akteure und neue Formen der Wissenschaftskommunikation entstanden. Ist die Leopoldina entsprechend vorbereitet? Schafft sie neue Strukturen, neue Formate, um die Verlässlichkeit der Kommunikation sicher zu stellen bei Beachtung der Regeln des Marktes? Und haben Sie möglicherweise sogar ein PR-Konzept? Denn durch die Dynamik der sozialen Netzwerke besteht die Gefahr, dass Fehlinformationen überhand nehmen und sie sich in den Netzwerken extrem rasch verbreiten.

Abg. **Dr. Petra Sitte** (DIE LINKE.): Danke schön. Falls sich jemand zu diesem Stiftungsmodell äußert, würde mich interessieren, wie kriegen wir das hin, dass wir nicht die Substanz auffressen? Da muss nach gegenwärtigen Zeiten immer nachgeschossen werden.

Meine Frage richtet sich an zwei Expertinnen. Einmal an Frau Professor Boetius und zum anderen an Dr. Ober. Wir reden jetzt im Wesentlichen über Wissenschaftskommunikation. Ich erinnere daran, dass der Prozess zuvor dafür auch entscheidend ist. Mich bewegt immer, dass die Art, wie geforscht wird, über einen längeren Zeitraum ja doch ein „Closed Shop“ ist. Deshalb müsste sich eigentlich auch die Kultur, wissenschaftlich zu arbeiten, ändern. Beispielsweise haben wir in den letzten Jahren immer wieder über Open Access geredet. Das würde bedeuten, dass die Fehlerdiskussion viel früher beginnen könnte, sowohl in der Wissenschaftscommunity als auch darüber hinaus. Deshalb würde mich interessieren, in



welchem Spannungsverhältnis Sie Wissenschaftskommunikation, Open Access und Rückwirkung auf wissenschaftliches Arbeiten und offenen Umgang mit Fehlern sehen. Das wäre meine Frage an zwei Expertinnen.

Abg. **Dr. Anna Christmann** (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Vielen Dank. Ich würde in der zweiten Runde gern nochmal auf die Verbindung in die Gesellschaft Bezug nehmen und auf die Frage, wie Wissenschaftskommunikation gucken muss, wen sie anspricht und wer kommuniziert. Ich würde gern Herrn Haug von der Leopoldina fragen. Dort hatten wir die große Debatte über die Stellungnahme hinsichtlich der weiblichen Mitglieder im Team. Deswegen die Frage, was Sie dort für Rückschlüsse für Ihre Organisation mitgenommen haben und wie Sie in Zukunft damit umgehen.

Und Herrn Brandt würde ich gern ansprechen für das Futurium. Sie sind als Institution auch prädestiniert dafür, als Experimentierraum neue Formate auszuprobieren, die auch andere Gruppen ansprechen als diejenigen, die klassischerweise Wissenschaftskommunikation rezipieren. Deswegen die Frage: Was für Formate machen Sie schon? Denken Sie auch weiter, dass Sie Menschen ansprechen, die normalerweise vielleicht nicht den Wissenschaftsteil in der Zeit lesen. Was sind Ihre Projekte?

Der **amtierende Vorsitzende**: Wir bedanken uns ebenfalls für die Fragen und treten gleich in die Antwortrunde ein. Wir haben jetzt noch eine halbe Stunde. Das würde bedeuten, wenn ich die neun Personen hier mit jeweils drei Minuten im Durchschnitt nehme, dann sollte das vielleicht der Richtwert werden. Deswegen darf ich gleich Prof. André Alt bitten, die Fragen von Ernst Dieter Rossmann und Götz Frömming zu beantworten.

Prof. Dr. Peter-André Alt (Hochschulrektorenkonferenz): Herr Rossmann, Ihre präzise Frage kann ich präzise beantworten. Die Hochschulrektorenkonferenz ist sich der Notwendigkeit des Themas und einer Weiterentwicklung des Themas Wissenschaftskommunikation sehr bewusst. Es gehört zu unseren wesentlichen Herausforderungen, da tatsächlich mehr Verbindlichkeit sowohl in dem curricularen

Bereich für die Doktorandenprogramme als auch in dem Sektor für Weiterbildung für die weiteren Karrierestufen zu bringen. Wir haben aber natürlich keine Regelungskompetenz. Die Kompetenz, die wir haben, ist die Kompetenz der Mitglieder. In diesem Sinne werden wir sicherlich an einer größeren – sagen wir einmal – Nachhaltigkeit der Maßnahmen in diesem Bereich arbeiten. Das ist auf jeden Fall eine Konsequenz der Erfahrung des letzten Jahres. Wir haben die Herausforderung anzunehmen, dass wir die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ohnehin schon unter einer Vielzahl von Aufgaben leiden, jetzt auch in diesem Sektor stärker qualifizieren müssen. Das müssen wir so leisten, dass es nicht auf Kosten der Qualität der wissenschaftlichen Arbeit geht. Das ist nicht so ganz trivial bei einem enorm belasteten Arbeitsalltag. Aber mehr Verbindlichkeit in diesem Sektor – übrigens genauso wie bei der Lehrqualifizierung, wo ich mir das auch wünsche – ist erforderlich.

Herr Frömming, die Wissenschaftskommunikation ist in der Tat etwas, was in unterschiedlichen Ländern unterschiedlich gehandhabt wird. China ist in der Tat ein Beispiel dafür, wo man sehen kann, dass freie Wissenschaftskommunikation nicht stattfindet oder massiven Einschränkungen unterliegt. Wir haben immer als Wissenschaftssystem – ich spreche jetzt glaube ich nicht nur für die Hochschulen, sondern für alle Einrichtungen des Wissenschaftssystems – das Prinzip gehabt, dass wir auch mit schwierigen Partnern reden, dass wir mit ihnen kooperieren, auch in der Erwartung, dass es ja nicht darum geht, dass wir uns deren Regeln unterwerfen, sondern dass wir unsere Prinzipien, unsere Grundsätze in dieser Kooperation stark machen und vertreten. Dazu gehört auch, dass man mit China arbeitet. Die Konfuzius-Institute werden in den einzelnen Hochschulen mittlerweile unterschiedlich gesehen. Das hat aber sehr verschiedene Gründe, über die ich mich hier jetzt nicht auslassen kann, weil ich diese Gründe auch nicht kenne. Entscheidend ist, dass man für die Regeln der Zusammenarbeit eine gute Basis schafft. Wir haben jetzt gerade in der Hochschulrektorenkonferenz eine Arbeitsgruppe laufen, die Regeln für die Zusammenarbeit mit internationalen Partnern – auch solchen, die wir



als schwierig bezeichnen oder wahrnehmen – aufstellen. Dazu gehört, dass man beim Einstieg in die Verhandlungen die eigenen Grundsätze und Prinzipien offenlegt, um am Ende nicht auf der anderen Seite vielleicht falsche Erwartungen zu schüren. Ohne dass ich, das werden Sie sich vorstellen, in Details der Vertragssituation an der FU einsteigen will und kann, kann ich Ihnen versichern, dass wir bei den Verhandlungen über die Förderung des Chinesischunterrichts durch die chinesischen Partner genau diese Grundsätze eingehalten haben. Das ist wichtig. Es ist auch entscheidend, dass man keine Brücken abbricht und zugleich – das gilt nicht nur für die Wissenschaftskommunikation – die Prinzipien, denen wir im Zuge und im Rahmen der Wissenschaftsfreiheit folgen, am Anfang jeder Vertragsverhandlung deutlich mitteilen und klar kommunizieren.

Prof. Dr. Antje Boetius (Alfred Wegener Institut, Helmholtz-Zentrum für Meeresforschung): Ich beginne mit der Frage von Herrn Rupprecht. Die Paktziele die gesetzt sind, enthalten mehr Ehrgeiz im Transfer. Aber welche Indikatoren reichen, um das dann zu monitoren, um dann auch stolz auf die Forschung zu sein, wie man es ist, wenn sie Drittmittel reinholt oder viele Publikation hat? Für die Wissenschaft insgesamt gilt, dass diese quantitativen Indikatoren, die man besser darstellen kann, die man schneller messen und vergleichen kann, abgelehnt werden. Immer mehr sagen, es kann nicht die Zahl der Publikationen sein, es muss um Qualität gehen. Und so geht es dann natürlich gerade bei der Kommunikation. Man kann Agenturen bitten, Reichweiten zu ermitteln. Die kann man auch vergleichen. Das sind dann Zahlen – aber was sagt einem das genau? Und da ist empfohlen – und ein bisschen geprobt haben wir schon im Rahmen der Exzellenzstrategie auch auf hoher Flughöhe von Institutionen – eine Strategie, die man hat. Wie wird eins daraus, wenn man forscht, wenn man ausbildet, wenn man Infrastrukturen, Daten bereitstellt? Was hat das mit der Aufgabe zu kommunizieren zu tun, mit verschiedenen Sektoren der Gesellschaft etwas zu teilen. Die Strategie von Institutionen, von kleinen Einheiten bis zur großen außeruniversitären Organisation, die muss besser aufbereitet sein, klarer sein, die muss Chefsache werden. Das fordern wir aus einer Reihe von Kreisen vom Siggener Kreis bis

hin zu WiD, zur Leopoldina. Es geht um die Strategie. Die kann man diskutieren, anfassen. Daran kann man zusammen weiterarbeiten und aus dem Bereich der Politik natürlich hinschauen und dann auch dafür einmal Wertschätzung äußern. Im neuen Zeitalter Corona wird jetzt klar, was Wissenschaftler aber auch Journalisten da leisten. Dass zu loben oder dann auch darauf stolz zu sein und international zu gucken, wie andere Länder dastehen, wie geht das? Sich diese Zeit überhaupt zu nehmen, auch hier im Forschungsausschuss, ist sicherlich ein Beitrag.

Dann komme ich gleich zur Frage von Herrn Albani. Wie kann bei dieser Frage nach mehr Kommunikation die Wissenschaft trotzdem geschützt sein? Da sind natürlich zwei Sachen anzuschauen. Natürlich muss Forschen in einem Ruheraum, in dem man auch einfach nur denkt und ausprobiert, möglich sein. Das hat auch niemand, so verstehe ich das BMBF-Papier, gefordert, dass alles und jeder die ganze Zeit quatscht, wenn er gleichzeitig repetiert oder rechnet. Sondern es geht grundsätzlich um den Beitrag, den Wissenschaft zur Gesellschaft leistet, immer wieder die – und da eignen sich eben manche besonders dafür –, die erklären: Wie funktioniert Wissenschaft, woher kommt unser Wissen, wie sicher ist es, wo trägt es uns hin? Aber auch diese tolle Sache: Was denken wir überhaupt Neues als Menschen? Bitte vergessen Sie nicht, dass ein Element der Wissenschaftskommunikation diese Entdeckung ist, die dauernde Verschiebung der Grenzen des Wissens enthusiastisch als unser Menschsein darzulegen. Das ist ein ganz fundamentales Element der Wissenschaftskommunikation – und eben nicht nur die großen Herausforderungen zu bewältigen, aber das auch. Wie kann man das schützen? Die Wissenschaftler müssen Methodik lernen. Die müssen selber ein Repertoire bekommen, wie sie sich bei kritischen Themen so hinstellen, dass sie als Mensch überkommen, das ihre Haltung überkommt. Wie halte ich es aus, wenn ich danach beschimpft und bedroht werde? Dass da Hetze ist, dass Hetze überall gegenüber Wissen zu spüren ist, das ist klar, das hat auch uns in Deutschland erwischt. Einerseits ist dann der Schutz zu stärken und in der Institution muss es Anlaufpunkte geben, auch einmal von außen verteidigt zu werden. Sprich, wir arbeiten mit dem Journalismus, dem es ähnlich geht, Hand in



Hand, weil dieser Geschichten von Menschen aufgreifen kann. Aber die Wissenschaft ist ehrgeizig. Die jungen Leute heute wollen raus und das, was sie wissen, teilen, gerade wenn es kritisch ist und gerade, wenn es mal weh tut. Aber man muss sie auch einfangen und ihnen helfen können, wenn es schief geht. Bei uns zum Beispiel bei Helmholtz wird gefordert, dass der Nachwuchs in dieser Methodenkompetenz gefördert wird. Das müssen wir noch organisieren. Das ist auch kein Nebenher.

Letzte Frage: Forschen als Closed Shop. Gibt es Bereiche der Forschung, die so ganz weggeschlossen sind? Wo die Öffentlichkeit nichts mitbekommt? Was macht Open Access? Open Access ist ja toll. Es erlaubt, dass jeder unsere Forschungspapiere herunterladen und lesen kann. Aber die Umfragen zeigen, es gibt oft nicht einmal 10 Leser pro Papier. Wir wissen das über Zitationen und wir wissen auch, wie unsere Forschungspapiere sind. Sie sichern einen Forschungsprozess, aber man liest sie nicht zum Frühstück und weiß dann, aha, hier ist wieder das erforscht worden.

Ich halte Forschung gar nicht für einen Closed Shop, denn die, die forschen, sind Menschen. Die haben ein Zuhause, die haben eine Familie, die werden befragt, die lesen Zeitung, die kommen mit einer Idee zu ihrer Forschung. Indem sie Forschungsförderung haben, legen sie offen, woran sie forschen. Dann in Ruhe, Closed Shop noch repetieren zu können und wirklich den Raum zu haben, auszuprobieren, da meinen Sie auch sicher nicht, Frau Sitte, dass da jemand nebedran stehen muss und über die Schulter schauen. Wir liefern Berichte ohne Ende ab. Aber lesen Sie die? Beschäftigen Sie sich mit all dem Zeug, was wir von morgens bis abends berichten?

Letzter Punkt: Vertrauen. Alle müssen auf Forschung und Wissenschaft und ihre Leistung vertrauen können. Wir müssen beweisen, dass wir dieses Vertrauen nicht missbrauchen. Da drinnen braucht es eben die Wissenschaftskommunikation. Das ist wieder Qualitätsanspruch, Methode. Und es ist nach wie vor: Nicht alleine die Forschung verantwortlich machen für die Wissenschaftskommunikation, sondern aufpassen, dass unser Spiegelbild da draußen mit uns Hand in Hand und genauso arbeiten kann. Danke.

Dr. Stefan Brandt (Futurium): Ich glaube, dass alle drei Fragen, jedenfalls interpretiere ich sie so und versuche sie auch so zu beantworten, auch schon auf die Rolle von Publikumsinstitutionen bei der Wissenschaftskommunikation hinweisen. Ich möchte es auch noch einmal unterstreichen: Es ist ein ganz wichtiger Kanal, den man nicht unterschätzen sollte. Wenn Sie sich alleine die drei Häuser Naturkundemuseum, Technikmuseum und Futurium in Berlin anschauen, haben wir zusammen schon fast zwei Millionen Besucher und physische Besucherkontakte pro Jahr. Wenn Sie es deutschlandweit sehen, können Museen generell ganz spannende Orte der Wissenschaftskommunikation sein. Neutrale Orte, wo Menschen zusammenkommen können und die interdisziplinäre Kommunikation starten können.

Aber jetzt konkret zu den Fragen. Frau Staffler, Sie hatten gefragt: Wie kommen wir an die Themen? Wie kann man da mit diesem Frühwarnsystem herankommen? Dazu muss ich sagen, da sind wir auch absolut noch in der Experimentierphase. Da würde ich jetzt keine endgültigen Wahrheiten, falls man das dort überhaupt machen kann, verkünden wollen. Ich möchte versuchen, deutlich zu machen, wie wir uns den Themen annähern. Da gibt es verschiedene Wege. Wir haben zum einen die klassischen Umfragen. Wir fragen unsere Besucherinnen und Besucher, was sie interessiert, was die Themen sind, die wir vielleicht auch noch nicht im Futurium abgedeckt haben, die sie bei uns sehen wollen. Und da waren noch vor Corona drei Themen ganz besonders wichtig. Das war das Thema Mobilität, das war das Thema Klimaschutz und auch da schon das Thema Gesundheit. Natürlich noch ohne dieses Wissen über Corona. Wir haben uns dann entschieden, als nächstes das Thema Mobilität noch stärker in die Ausstellung und auch in unser Haus zu bringen. Wir bringen jedes Jahr neue Themen in unser Haus. Das soll nicht statisch bleiben. Wie nähern wir uns nun diesem Thema Mobilität an? Wie kommen wir da an die Unterthemen heran? Da wollen wir verschiedene Quellen zusammenführen. Da gibt es natürlich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, unsere Gesellschafterinstitutionen sind ja fast alle großen Forschungsgesellschaften in Deutschland.



Da kommen wir natürlich gut an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heran. Wir haben eine eigene Rechercheabteilung. Die versucht, dies auch quasi über den Medienspiegel, aber auch über Publikationen wissenschaftlicher Art zu erschließen. Wir haben Horizon Scanning, also letztlich eine Agentur, die uns bei dem Thema noch einmal unterstützt, wie man an Themen kommt. Wir haben den Bürgerinnen- und Bürgerinput. Den wollen wir besonders in den Mittelpunkt stellen. Wir möchten die Themen dann schon am Beginn mit den Bürgerinnen und Bürgern erarbeiten. Wir wollen nicht erst dann, wenn schon die Messe gesungen ist, das Publikum einbinden, sondern schon vorher. Wir haben schon mehrere Workshops gemacht und schon ganz interessante Ergebnisse, was Mobilität angeht, dass die Menschen, mit denen wir gesprochen haben, die Bürgerinnen und Bürger, systemische Zusammenhänge besonders wichtig finden. Die haben gesagt, technische Innovationen – wunderbar –, aber kleistert uns nicht nur damit zu. Wir brauchen den Zusammenhang. Wenn wir Mobilität neu denken wollen, brauchen wir größere Zusammenhänge und nicht nur einzelne singuläre technische Lösungen. Das finde ich einen spannenden Input, der natürlich in unsere Arbeit einfließen wird. Soweit vielleicht ein kleiner Blick in die Werkstatt zu diesem Punkt.

Herr Heidt, Sie hatten das Thema Medienkompetenz und die Frage: Muss man da nicht schon in jungen Jahren Kompetenzen schaffen? Ich würde sagen, da sind wir auch komplementär unterwegs, auch zum Haus der kleinen Forscher. Wir setzen ein bisschen später mit unseren Projekten in unserem Futurium Lab an, ab Sekundarstufe 1. Wir haben in der Tat das Ziel, Kinder und Jugendliche an neue Technologien heranzuführen, auch an Kommunikationstechnologien, aber eben auch an Technologien wie Virtual Reality, wie Big Data und andere Dinge. Das möchten wir immer mit einem konkreten Inhalt verbinden. Wir wollen nicht die Technik einfach so in den Mittelpunkt stellen, sondern beispielsweise bieten wir Workshop-Formate an „Wie stellt ihr euch die Stadt der Zukunft vor?“ mit Virtual Reality. Sie lernen dabei, wie sie die Stadt der Zukunft quasi entwerfen können und sehen das Ergebnis dann in 3D quasi schon vor den eigenen Augen. Das

bedeutet also an der Stelle konkrete Inhalte zusammen mit Technologie zu vermitteln und nicht die Technologie abzusetzen. Um zu verstehen, wo vielleicht auch Grenzen von Technologie und vielleicht auch die Gefahren sind. Wir wollen neben den Chancen immer auch mögliche Probleme und Risiken im Blick halten.

Dann schließlich das dritte Thema. Frau Christmann, Sie hatten nach den innovativen Formaten gefragt. Auch da vielleicht ein paar konkrete Punkte, was wir schon gemacht haben. Wir haben schon relativ viel ausprobiert. Wir haben beispielsweise ein Kneipenquiz, wo wir Zukunftsfragen tatsächlich in spielerischer Form auch einmal bei einem Glas Wein oder Bier am Abend mit Teams erarbeiten. Das funktioniert sehr gut. Das ist sehr niedrigschwellig. Wir hatten schon einen Arztbesuch der Zukunft mit Virtual Reality und einem Game-Theater, also auch das probieren wir an der Stelle. Wir haben Speed-Datings mit Expertinnen und Experten, die sich eins zu eins mit Bürgerinnen und Bürgern treffen. Ich glaube, auch da muss man sagen, sind wir absolut am Experimentieren. Wir schließen auch nicht aus, dass das eine oder andere auch einmal schief geht, dass wir auch einmal sagen, das haben wir uns so gedacht, aber das war es vielleicht noch nicht. Oder beim nächsten Mal machen wir es etwas anders. Wir entwickeln das auch immer weiter.

Ich möchte vielleicht noch einmal die internationale Perspektive mit einbringen. Gerade was die Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft angeht. Da sind wir gerade dran, aber das ist manchmal gerade auch in Deutschland immer noch so ein bisschen etwas Ungewöhnliches, wenn man das probiert. Da sind andere teilweise schon weiter. Wenn ich internationalen Einrichtungen davon erzähle, Museu do Amanha in Rio de Janeiro, auch anderen, merkt man, für die ist es völlig normal, dass man auch diese Sphären versucht zusammenzubringen. Kunst, Wissenschaft, aber auch andere gesellschaftliche Bereiche. Ich glaube, da müssen wir noch viel experimentierfreudiger sein. Das werden wir versuchen und nehmen dabei in Kauf, dass vielleicht auch einmal das eine oder andere nicht funktioniert.

Prof. (ETHZ) Dr. Gerald Haug (Leopoldina): Ich



kann mich kurzfassen. Herr Heidt, Sie hatten nach der Verlässlichkeit der Kommunikation in den sozialen Netzwerken gefragt. Die Leopoldina hat eine achtköpfige Kommunikationsabteilung. Wir bespielen die sozialen Netzwerke mittlerweile intensiv, sind auf Twitter. Wir tweeten und retweeten, wenn das irgendwie ernsthaft ist und sind da wirklich mit großem Engagement unterwegs.

Frau Christmann, ich habe mich sehr geschämt für diese Gender-Geschichte, sehr darunter gelitten. Mein erster Präsidiumsbeschluss – ich bin ja noch nicht so lange Präsident – war, dass wir ab sofort in allen Arbeitsgruppen 30 Prozent Frauen haben. Bitte berücksichtigen Sie, dass die Professorinnenschaft hier nur bei 25 Prozent ist und die typischen Mitglieder W3-/C4-Professorinnen sind noch deutlich geringer. Aber wir werden das immer entsprechend hinbekommen, dass wir auch jüngere Kolleginnen in Arbeitsgruppen einbinden. Wenn Sie die Gesundheitsstellungnahme, die jetzt gerade im Spiegel durchtickert, anschauen: 15 Frauen, 16 Herren. Wir haben eine Bildungsgruppe laufen mit neun Frauen, sieben Männern. Sogar bei der Energiewende sind wir mit vielen Ingenieurinnen dabei, über 30 Prozent. Das machen wir in Zukunft besser.

Beatrice Lugger (NaWik): Danke für die Frage, Herr Rossmann. Meines Wissens gibt es vor allem eine große Bestandaufnahme von der Kollegin Professor Lies-Möllmann von unserem KIT, gefördert über den Bundesverband Hochschulkommunikation. Eine große Erhebung, wie die Kommunikationsabteilungen in den Hochschulen aufgestellt sind. Das ist aber mehrheitlich eine strukturelle Befragung über den Ausbildungsgrad derer, die dort aktiv sind. Es geht mehr um Organisationsstruktur, Qualifikation, Aufgabenverteilung und solche Dinge. Aber darauf kann man mit Sicherheit gut aufbauen. Das ist die eine Seite für eine Bestandsaufnahme. Die andere Seite für eine Bestandsaufnahme sind mit Sicherheit auch die gut erfassten Kommunikationserhebungen von den einzelnen Forschungsgemeinschaften. Die machen das schon sehr frequentiert. Von Helmholtz weiß ich sehr dezidiert, dass hier genau erhoben wird, wer wo wie aktiv war. Also alleine schon rein quantitativ wird hier viel

gemacht.

Die andere Frage ist natürlich, wenn daraus dann Empfehlungen abgeleitet werden sollen, reicht das Quantitative natürlich nicht aus. Es geht sehr um die Frage der Qualität dessen, was da gemessen und erhoben wird. Es zeichnet sich ab, wenn man sich so umhört, dass sehr viele Kommunikationsabteilungen auch heute noch einiges an Kommunikation betreiben, ohne sich tatsächlich vorher richtige Ziele gesetzt zu haben, ohne klar definiert zu haben, welche Zielgruppen sie konkret damit erreichen wollen, mit welchen Medien machen sie eigentlich was. Da könnte alleine schon eine Nachfrage im Zuge einer solchen Erhebung sozusagen zu einem Reflexionsprozess führen und eine Qualität steigern. Insofern finde ich es sehr lohnenswert, in diese Richtung noch einmal reinzugehen und genau diese Faktoren, welche Medien, warum, für welche Zielgruppe und wie häufig wird das eingesetzt, gibt es eine Wirkungsmessung hinterher. Das kann auf jeden Fall eine Qualitätssteigerung bewirken, alleine indem man nachfragt. Für Empfehlungen finde ich auch noch wichtig, Best-Practice-Beispiele einzubeziehen, auch so etwas mit aufzuheben und aktuelle Ergebnisse aus der Wissenschaftskommunikationsforschung in solche Empfehlungen auf jeden Fall mit aufzunehmen. Denn das ist immer noch ein großer Gap, dass hier zwar geforscht wird, aber die Akteure nicht unbedingt mitbekommen, was die Ergebnisse zu der aktuellen Forschung sind. Insofern danke, wenn Sie da dran bleiben.

Dr. Steffi Ober (Forschungswende): Die Frage war nach dem Thema Open Access. Sie haben so schön gefragt, Frau Boetius, wer soll das denn alles lesen? Das gilt natürlich auch für Open Access. Insofern kann ich nur noch einmal darauf zurückkommen. Wir brauchen mehr Menschen, die sich für die Wissenschaft interessieren. Wie kommen wir dazu, dass aus den Befragten – was ja in vielen Umfragen auch gemacht wird, was Sie auch sagen aus dem Museum – Fragende werden, dass wir aktiv die Leute mit hineinbringen, dass sie das Wissen suchen, dass sie es wissen wollen, dass sie es nachfragen? Bei allem Respekt vor Wissenschaftskommunikation. Es ist alles wichtig. Wir brauchen zusätzlich dieses Empowerment, dieses aktivierende Moment.



Wenn wir darauf schauen: Die Freiheit der Wissenschaft wurde in der Pauls-Kirchen-Verfassung von einem Bildungspolitiker eingeführt, von einem Herrn Fröbel. Der sagte, wir brauchen die beste Wissenschaft, damit der mündige Bürger gute demokratische Entscheidungen treffen kann. Und das hat ja zwei Aspekte. Zum einen: Wie kommt die Wissenschaft zum mündigen Bürger? Aber auch: Wie wird denn der Bürger mündig, damit er sich orientieren kann, mit der Wissenschaft auch kommunizieren kann? Und deswegen noch einmal mein Appell, auch diese transdisziplinäre Forschung zu stärken, gerade in den komplexeren Bereichen wie Gesundheit, Mobilität, Klimawandel. Genau darum geht es ja. Nicht nur das wissenschaftliche Systemwissen, sondern auch das Zielwissen von den Bürgerinnen und Bürgern brauchen wir. Wo wollen sie denn hin? Wie wollen sie leben? Und wie kommen wir dahin? Auch da ist schon viel Wissen in den Kommunen, in Verbänden, in Vereinen. Die Menschen viel aktiver in diese ganze Wissenschaft von vornherein mit einzubeziehen, daran kann ich nur noch einmal appellieren. Damit machen wir nämlich Befragte zu selber Fragenden, zu selber Betroffenen, zu Selbstaktiven, die sich miteinbringen in die Wissenschaft und auch lernen, wie schwierig es manchmal mit der Wissenschaft ist. Dass ich kein Ergebnis in einem Jahr bekomme, sondern erst in drei Jahren, dass ich irre, dass ich revidieren muss, dass ich Risikoabschätzung lernen muss, all das sind ganz wichtige Kompetenzen, die wir in den nächsten Jahrzehnten dringender denn je brauchen werden. Vielen Dank.

Volker Stollorz (Science Media Center Germany gGmbH): Sie hatten nach der Kritik an der Wissenschaft mit unwissenschaftlichen Methoden gefragt – das fand ich ein schönes Wort, das hat mir gefallen – und nach Selbstverpflichtungsregeln, die sich sozusagen Journalisten auferlegen. Ich würde das vielleicht so fassen. Wir müssen in Zeiten dieser digitalen Informationsüberflutung zunächst einmal auf allen Kanälen analytisch unterscheiden zwischen dem, was Journalismus ist und was Kommunikation in digitalen Medien ist. Das ist nicht mehr das Gleiche. Das ist jetzt nicht mehr einfach gleichzusetzen. Es gibt Journalismus und es gibt auch Medien, die der Verbreitung von

Kommunikation dienen, aber nicht von Journalismus. Das ist erst einmal das Erste. Und ganz platt, Sie hatten nach Corona gefragt. Was die Bildzeitung in der Causa Drosten macht, ist kein Journalismus, sondern eine Kampagne. Punkt. Dazu kann ich nicht viel mehr sagen. Gerade in Zeiten von Corona heißt es nämlich, klarer zu unterscheiden zwischen Debatten, die sich wirklich um den epistemischen Kern von Wissenschaft und Forschung drehen: Also, was wissen wir eigentlich, wer weiß was über was. Davon müssen wir die echten Wertkonflikte strikt unterscheiden. Was wir aufgrund eines bestimmten verlässlichen Wissens tun sollen. Da sage ich einmal ein Beispiel. Wer heute nichts für den Klimaschutz tut, weil er zum Beispiel auf seine persönliche Freiheit pocht, der bürdet den künftigen Generationen den Freiheitsentzug auf. Das ist eine Wertdebatte. Ist das okay? Soll ich das machen? Ist das verboten? Darüber wird eine gesellschaftliche Debatte wichtig.

Selbstverpflichtungsregeln: Also, guter Journalismus – jetzt in dem Sinne den ich meine, also nicht einfach massenmediale Kommunikation oder influenzergetriebene Berichterstattung – guter Journalismus hat natürlich über die Jahrhunderte Prinzipien entwickelt. Es gibt das Prinzip Redaktion. Es gibt ethische Regeln. Dazu zählen ergebnisoffene Recherche, Vielfalt der Stimmen, redaktionelle Überprüfung von Aussagen und Tatsachen, Fehlerfreundlichkeit, Selbstkorrektur. Weil der Journalismus, anders als die Wissenschaft, am offenen Herzen der Weltgeschichte operiert. Das haben wir ja bei Corona schön gesehen. Der Erste, der da am Start war, war natürlich die Wissenschaft selbst. Aber auch der Journalismus, der über diese fragile Wissenschaft berichtet hat. Um diese harten Ziele erfüllen zu können, das wissen wir alle, braucht es Ressourcen und Zeit – ohne Moos nix los. Das gilt auch im Journalismus. Die Erlösmodelle sind das, worüber wir diskutieren müssen, wie künftig guter Journalismus unabhängig zum Beispiel von Werbung, aber auch unabhängig vom Publikum, finanziert werden kann, weil auch das Publikum natürlich Ansprüche an Journalismus hat. Das kann dazu führen, dass die ethischen Regeln, die der Journalismus entworfen hat, vergessen oder nicht mehr richtig eingehalten werden. Was von draußen vielleicht nicht so sichtbar ist: Guter



Wissenschaftsjournalismus ist extrem relevant für den Rest des Journalismus in den Redaktionen, denn nur Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten können professionell mit Wissenschaft umgehen. Deswegen können sie auch intern in der Redaktion für Qualitätssicherung sorgen. Das ist ein Effekt, der ist von draußen vielleicht nicht so klar. Aber wenn darum gerungen wird, was wir eigentlich wissen, dann ist der Wissenschaftsjournalist, jedenfalls in Zeiten von Corona, mit am Tisch und diskutiert und streitet und kann erkennen, was ein Preprint ist, was ein verlässlicher Konsens ist, wo eine echte Kontroverse herrscht. Das kann er viel besser einschätzen, weil er sich seine ganze Karriere lang mit der professionellen Beobachtung von Wissenschaft beschäftigt hat. Es ist in Corona-Zeiten sichtbar geworden, dass man nicht einfach in die Wissenschaft reinrennen kann wie in einen Dschungel und den ersten Forscher, den ich da finde, der ist die Opposition, und dann stelle ich ihn in die Öffentlichkeit und das soll ein Diskurs sein. So funktioniert das halt nicht. Deswegen braucht es ja professionellen Wissenschaftsjournalismus und deswegen hat Politik, aber auch die Wissenschaft selbst, ein genuines Interesse daran, dass gerade dieser professionelle Beobachter der Wissenschaft sozusagen nicht verloren geht. Ich widerspreche da ein bisschen dem Martin, obwohl ich an sich mit ihm einig bin. Ich würde argumentieren, der Wissenschaftsjournalismus ist in einer Wissenschaftsgesellschaft eben wirklich fundamental wichtiger als der Sportjournalismus. Das würde ich behaupten, aber nicht im Sinne von deswegen soll der Sportjournalismus verschwinden, überhaupt nicht, er ist völlig legitim. Aber wenn ich als Politik entscheiden müsste, wen ich fördere, würde ich mich für den Wissenschaftsjournalismus entscheiden.

Dann noch eine ganz kurze Antwort zu der Frage der Dauerhaftigkeit der Förderung. Da würde ich vielleicht noch ein Wort anschließen, denn Dauerhaftigkeit der Förderung heißt keine Ewigkeitsgarantie. Das Entscheidende ist, dass sich ein neues Experiment, wie das SMC erst einmal bewahren muss. Es muss erst einmal möglich sein, sichtbar zu sein. Es muss möglich sein, dass Journalistinnen und Journalisten in so eine Einrichtung Vertrauen fassen und dann im zweiten Schritt findet man Förderer in Stiftungen,

in der Wissenschaft, vielleicht sogar bei reichen Mäzenen, vielleicht auch irgendwann einmal in den dann wieder erstarkenden weniger journalistischen Medien. Wir wissen es noch nicht. Aber wenn man nicht sichtbar ist und wenn man nicht erproben darf, welche Wege am Ende ein Publikum finden, dann wird gar nichts sichtbar. Deswegen ist die Dauerhaftigkeit der Förderung nicht das Entscheidende, sondern erst einmal der Mut, ein Experiment auch einmal fünf Jahre laufen zu lassen, damit es überhaupt zeigen kann, ob es ein Publikum findet.

Der **amtierende Vorsitzende**: Danke Herr Stollorz. Die letzten Fragen von Kollegen Rupprecht, Albani und Oliver Kaczmarek wird dann Dr. Wiarda beantworten. Und ich bin auch ganz gespannt, was Sie zur Priorität des Sportjournalismus sagen.

Dr. Jan-Martin Wiarda (Wissenschafts- und Bildungsjournalist): Da ziehe ich mich jetzt ganz einfach aus der Affäre und sage, es geht gar nicht darum, welche Priorität ich sehe. Es geht darum, welche Priorität die Gesellschaft oder die Politik sieht. Natürlich werde ich als Wissenschafts- oder Bildungsjournalist nicht sagen, dass ich Wissenschaft oder Bildung besonders nachrangig finde. Aber der Punkt ist halt einfach, wir müssen diese Debatte trotzdem führen, weil es noch andere gesellschaftliche Bereiche gibt – so viel dazu. Ich glaube nicht, dass wir einen Unterschied darin haben, was wir für wichtig erachten. Ich glaube eher, man muss sich überlegen, was andere für wichtig erachten.

Zu den Fragen. Ich versuche es ganz kurz zu machen. Herr Rupprecht, wie gehen wir damit um, dass wir auf der einen Seite eine Flut an Nachrichten aus der Wissenschaft haben und auf der anderen Seite eine nicht immer vorhandene Bereitschaft der Bevölkerung, sie aufzunehmen? So habe ich das verstanden. Das geht eigentlich nur, indem wir im Journalismus eins tun, was wir sowieso tun. Wir sind Gatekeeper, waren Gatekeeper, wir bleiben Gatekeeper, das war so. Und ehrlicherweise gibt es heute schon viel zu viel, ob es jetzt noch einmal mehr wird, ist auch schon fast egal. Aber der Punkt ist, es gibt wenig Hochqualitatives. Das herauszusuchen, ist eine Aufgabe des Journalismus. Das andere ist: Wie vermitteln wir das? Wir müssen als Journalist auf Augenhöhe kommunizieren. Wir müssen auf



Augenhöhe schreiben. Wir dürfen nicht belehrend sein. Wir müssen anschaulich zeigen, wie Wissenschaft funktioniert. Wir müssen über Menschen schreiben. Menschen fühlen sich durch Menschen eher angesprochen als durch abstrakte Konzepte. Das heißt wir müssen verdeutlichen, veranschaulichen, welche Relevanz Konzepte, Erkenntnisse, Debatten für Menschen haben. Wir müssen auch zeigen, dass der Streit in Wissenschaft und auch in Politik spannend und wichtig ist und nichts Schlimmes ist, nicht destruktiv ist, sondern dazu gehört und dass das tatsächlich auch eine Spannung bei den Beobachtern erzeugen kann. Man muss halt einfach aufhören, von so einer dozierenden Ebene aus kommunizieren zu wollen. Das passiert im Journalismus auch noch ganz häufig.

Sie haben gefragt, was Wissenschaftsjournalismus braucht. Da fällt mir natürlich vieles ein, was man braucht, aber ich glaube, vor allem auch die Bereitschaft der Politik und von Institutionen, sich ein Stück weit zu öffnen. Wenn ich mir viele Kommunikationen im wissenschaftspolitischen Bereich ansehe, dann ist das doch oft sehr formelhaft. Man trifft Entscheidungen auch gerne hinter verschlossenen Türen und möchte möglichst wenig rausgeben. Ich sehe es als Aufgabe als Wissenschaftsjournalist, diese Türen ein bisschen zu öffnen. Das ist manches Mal mehr gewollt, manchmal weniger gewollt. Ich würde mich manchmal freuen, wenn es dafür mehr Bereitschaft gebe, auch in früheren Phasen der Entscheidungsfindung, auch übrigens in Forschungseinrichtungen und in früheren Phasen offener zu kommunizieren und offener bereit zu sein, Zweifel, die vielleicht da sind, zu debattieren. Oft hat man das Gefühl, dass die Lieblingskommunikation in Wissenschaftseinrichtungen oder auch in der Politik Closed Shop ist. Und dann kommt irgendwann hinten etwas Strahlendes heraus. Ich glaube, das ist nicht immer gut.

Herr Albani hat gefragt, wenn wir jetzt so eine Stiftung hätten – so habe ich Sie verstanden –, dann ist das losgelöst von irgendwelchen finanziellen Bewegungen und dann gehts ins Spektakuläre. Dann gelten andere Regeln mit einem Mal. Ich würde jetzt einmal so sagen: Wenn ich mir den gegenwärtigen Stand im Journalismus unter den gegenwärtigen

Bedingungen anschau, dann haben wir ja genau das, dass wir einen Trend haben hin zu mehr Klickzahlen, zu den großen Schlagzeilen. Ich wüsste ehrlicherweise nicht, dass das jetzt dadurch, dass ein neues Element dazu käme, schlimmer werden würde. Ich glaube eher im Gegenteil. Eine Stiftung, die keine Dauerfinanzierung bieten dürfte, das ist mir ganz wichtig. Es geht nicht darum, irgendwie eine institutionelle Dauerförderung zu machen, sondern anzuschließen, Innovationen zu fördern, nachhaltige Geschäftsmodelle zu ermöglichen, die sich dann natürlich auch beweisen müssen und Recherchen zu ermöglichen. Das ist etwas, das wird eher zu einer Versachlichung vielleicht auf eine gewisse Weise beitragen, als dass das Gegenteil passiert. Ich glaube nicht, dass eine Stiftung dem Spektakulären noch Vorschub leisten würde.

Die Frage der möglichen Selbstverpflichtung von Herrn Kaczmarek ist ja schon ein Stück weit beantwortet worden. Ich möchte nur ganz kurz ergänzen. Es ist eben nicht eine Frage der Regeln, der Selbstverpflichtung. Wir wissen das ja alles. Es ist eine Frage der Professionalisierung in der Breite. Wir brauchen mehr Professionalisierung im Bereich des Journalismus. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit mit Medienwissenschaft, mit Journalistik. Wir brauchen aber eben auch, da sind wir beim Thema Stiftung, eine andere Möglichkeit neue Ideen auszuprobieren. Wir brauchen auch neue Geschäftsmodelle. Wenn das da ist, dann ist es so, dass diese Regeln, die eigentlich da sind, auch stärker beachtet werden. Ich will aber auch sagen, in vielen Fällen läuft es ja auch ganz gut. Es ist ja nicht so, dass das, was wir jetzt gerade um Drost erleben, die ganze Zeit der Normalfall ist. Ich finde, wenn man sich die letzten Wochen und Monate der Berichterstattung in der Corona-Krise anschaut, dann ist da auch vieles journalistisch gut gelaufen, würde ich einmal sagen. Vor allem, wenn ich es mit der Situation in anderen Ländern vergleiche. Die Probleme sind da und die müssen wir adressieren, aber ich glaube, dass die Mehrheit der Journalistinnen und Journalisten diesem Kodex durchaus folgt.

Der **amtierende Vorsitzende**: Vielen Dank, Herr Dr. Wiarda. Das beschließt nun unser Fachgespräch Wissenschaftskommunikation. Ich



darf mich zunächst einmal bei allen Kolleginnen und Kollegen für die Disziplin bei der Fragestellung bedanken. Ich darf mich ganz besonders bei unseren Expertinnen und Experten bedanken für Ihre umfassenden und vor allem auch profunden Antworten. Manchmal, muss ich gestehen, Herr Stollorz, haben Sie mich dann doch etwas erschreckt. Vor allem durch Ihre Aussage, der unabhängige Journalismus ist ausgestorben. Aber im Verlaufe Ihrer

Ausführungen haben Sie uns ja dann doch wieder Hoffnung machen können diesbezüglich. Ich möchte mich noch einmal ganz herzlich bei Ihnen für Ihr Kommen und vor allem Ihre Expertise bedanken. Ich kann Ihnen eines versichern, dass dies alles in unsere weiteren Beratungen einfließen wird. Vielen Dank und kommen Sie gut nach Hause.

Schluss der Sitzung: 12:04 Uhr

Dr. Ernst Dieter Rossmann, MdB
Vorsitzender